Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Zweiter Band.

Von
P. J. Rehfues,
Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gefsner. 1809.

Florenz, den 7. September 1803.

Es gehört vielleicht auch zu den mancherlei falschen Nachrichten, die die Reisenden aus Italien mitbringen, mein Freund, dafs man in diesem Lande den Tanz nicht so sehr liebe, als in andern nördlichen Ländern. Ich hatte während meines bisherigen Aufenthalts in Italien Gelegenheit genug, mich von der Unrichtigkeit jener Meinung zu überzeugen. Die Nazion liebt dieses Vergnügen so sehr, als jedes andre Volk; nur bewirken natürlich die Verschiedenheiten des Klima's und der Sitten einige Modifikazionen, die bei weniger genauer Kenntnifs des Landes leicht zu jenem Vorurtheil verführen können. Man tanzt z. B.

bei Hochzeiten und andern dergleichen Gelegenheiten in Italien selten; die höhern Stände geniessen diese Belustigung während der heissen Jahrszeit beinahe niemals. Aber während des Karnevals holt man nach, was man das ganze Jahr versäumt hat. Die Leidenschaft für den Tanz zeigt sich um diese Zeit eben so stark, als bei jedem andern Volk; und ob man es den Italienern gleich nicht nachrühmen kann, dafs sie grofse Tänzer seien, so machen sie ihre Sprünge doch auch so gut als andere. Ausser der Karnevalszeit wird dann noch besonders viel im Früh- und Spätjahr getanzt, wenn die grofse Welt auf dem Lande ist. Bei solchen Festen vermischen sich die vornehmen Güterbesizer mit ihren Bauern, und ein freier Plaz im Garten, oder auch ein Saal im Landhause, dient zur gemeinschaftlichen Belustigung.

Mehr als von jedem andern italienischen Lande, kann ich dies von Toskana behaupten.

Ich war da so unzähligemal Zeuge von den ausgelassensten Aeusserungen der Tanzlust; so oft habe ich dieses Vergnügen auch selbst mit diesem guten Volk genossen, dafs mir manche schöne Erinnerung davon geblieben ist.

Die gewöhnlichen Tänze in diesem Lande sind eine Art englischer Tänze, von denen ich Ihnen nicht zu sagen weifs, ob sie ursprünglich toskanisch sind; ausser diesen und andern ganz fremden aber, besonders die allerbeliebte Monferina.

Dieser Tanz hat seine schnelle Ausbreitung wohl nichts anderm, als seiner so ausdrucksvollen, so zur lebhaftesten Bewegung und Lustigkeit hinreissenden Musik zu verdanken. Sie hat sich, seit ich in Italien bin, so sehr allgemein gemacht, dafs man von Mailand bis Neapel Gassenhauer in allen Strafsen darnach absingt. Ich habe es öfters bei grofsen Theater-Tanzfesten bemerkt, wie elektrisch seine Musik die ganze Gesellschaft ergreift.

Aus einer Loge herunter genofs ich das Schauspiel einer, verwirrt, in verschiedenen Tanzgruppen sich bewegenden Menge. Auf einmal begann die Monferina, und nun kam ein ganz neues Leben in die Gesellschaft. Jeder ergriff seine Nachbarin; es bildete sich ein grofser Kreis und in diesem wieder kleinere, welche sich in zahllosen Mittelpunkten in hüpfender Eile um einander herumdrehten. Dieser Tanz mag wohl auch seine Regeln haben; allein ohne diese zu kennen, kann ihn jeder mittanzen. Denn wenn man dies auch noch so schlecht thut, so ist man doch weder seiner Tänzerin noch der übrigen Gesellschaft beschwerlich. Arm in Arm hüpfen die Paare hinter einander her, lassen sich auf einige Augenblike los, um zu chassiren, und ergreifen sich dann wieder, um sich etlichemal in wilden Sprüngen um einander herumzudrehen. Der lustigste ist hier der beste Tänzer; denn je ausgelassener er hüpft,

desto lebhafter wird der Tanz, welcher an sich höchst einfach ist. Die Fröhlichkeit ergreift die Tanzenden zuweilen so gewaltsam, dafs man sie in den bizarrsten Stellungen bemerkt. Wie einer auch hüpft und springt, er kann das Ganze nicht in Unordnung bringen, der grofse Kreis dreht sich vielleicht langsamer, aber doch in gleichem Zeitmaafs.

Auf dem Lande aber haben sie ihre eigenen Nazionaltänze. Bei einer neulichen Durchreise durch Pontadera hatte ich Gelegenheit, einen derselben zu sehen. Er wurde nach dem Takte eines Tamburins von einem Paare getanzt, und hatte viel ähnliches mit der Saltarella, die der brave Landschaftsmahler Giuntotardi in Rom auf einem seiner Gemählde, welches das Campo Vaccino vorstellt, mit reizender Treue dargestellt hat. Die Tanzenden drehten sich auf den Zehen springend, und den einen Fufs bald von vorne, bald von hinten über einander schwingend, um

einander herum, ohne sich übrigens anzufassen. Meist aber sprangen sie parallel mit einander in einem Zirkel umher, und blos ein Händeklatschen, oder ein Drehen um sich selbst, brachte einige Abwechslungen in denselben. Er wird aber zuweilen sehr bedeutend durch wiederholte Umarmungen, in welchen dem Tänzer viele Freiheit gestattet ist, und worin sich natürlich der Grad seiner Zuneigung gegen die Tänzerin so wie seine Lustigkeit ausdrükt. Dabei hat jede Frau das Recht, ohne Anfrage die Tänzerin abzulösen, welche dann gewöhnlich das Tamburino ergreift. Durch eine eigene Art, alle fünf Finger daran abzuschnellen, geben sie, auch wenn jede andre Musikbegleitung fehlt, diesem einförmigen Instrument einige Abwechslung.

Ich erkundigte mich nach dem Namen des Tanzes, und erfuhr, dafs man ihn il Tresconc nennt. Durch die Bemühung meines

Freundes, Herrn S., erhielt ich die eigentliche Musik desselben, so wie folgende Nachrichten, welche ich Ihnen hier mittheile.

Der Treskone ist vielleicht einer der allerältesten Tänze. Er ist besonders dem florentinischen Volke eigen, und soll noch von den alten Etruriern abstammen. Dies beweist auch sein Name, denn er hiefs anfänglich Etruscone, woraus durch allmählige Verunstaltung Trescone entstanden ist.

Nicht nur der gemeine Mann zieht diesen Tanz jedem andern vor, sondern auch bei den Festen der Adelichen wird mit dem Treskone jede Belustigung angefangen und beschlossen. Er behauptet da die Stelle, welche in manchen Theilen von Deutschland gewisse alte Gesellschaftstänze, oder das alberne: und als der Grofsvater u. s. w., bei ähnlichen Vergnügungen einnehmen.

Die Melodie dieses Tanzes soll zu der Giga, einem kleinen zum Tanzen gemachten Ton-

stük von Sechsachtel- bisweilen von Zwölf-achteltakt, die Form gegeben haben. Er scheint, so wie ich ihn Ihnen hier beilege, etwas einförmig zu sein; denn die nehmliche, mit einem Sternchen bezeichnete Phrase kömmt fünf- oder sechsmal darin vor; allein die guten Treskonspieler legen gerade auf diesen Gedanken einen ganz besondern Accent, welcher häufig wechselt, und überhaupt viele Mannigfaltigkeit in das Ganze hineinbringt. Bald stossen sie die Dreiachtelnoten stark ab, bald binden sie zwei Noten, und stossen nur eine ab; bald spielen sie die Phrase ganz gebunden beinahe in einem Bogenstrich; bald schlagen sie die Noten so kurz an, dafs man zwischen denselben immer einen kleinen Zwischenraum bemerkt. Dabei wird die Bewegung des Tänzers und hauptsächlich der Tänzerin immer bedeutender, munterer und fröhlicher.

Arcangelo Corelli, ein zu seiner Zeit sehr

berühmter Violinist, war so in diesen Tanz verliebt, dafs er, wenn er recht guter Laune war, immer seine Geige nahm, und ihn auf eine ganz eigene, höchst bedeutende Weise spielte. Einst that dies der berühmte Pietro Nardini einigen Damen zu Gefallen auf dem Lande bei Florenz, und zwar mit so grofsem Beifall, dafs ein alter Treskonspieler, welcher zugegen war, ausrief: Puoffar di Bacco, egli lo suona come Corelli! (Poztausend, der spielt ihn ja wie Corelli). Nardini erzählte diese Anekdote oft selbst, denn er that sich nicht wenig auf dieses Lob zu gut.

Sie erhalten die Musik des Treskone mit diesem Briefe. — Leben Sie wohl.

Florenz, den 15. *September* 1803.

Ich habe Ihnen schon in einem meiner Briefe gesagt, wie gut hier für die gesellschaftliche Unterhaltung gesorgt sei. Ausser den beiden Casino's giebt es bestehende Privatzirkel, welche beinahe jeden Abend, und jedem Fremden von einiger Bildung offen stehn. Unter diesen zeichne ich die Abendgesellschaft bei Madam Fabroni aus, als diejenige, welche vielleicht alle Männer von anerkanntem Rufe vereiniget, die sich in Florenz befinden. Die Dame des Hauses ist noch immer sehr liebenswürdig, und verbindet viele Kenntnisse mit schöner gesellschaftlicher Ausbildung und gefälliger Anspruchslosigkeit. Jeden Abend finden Sie einen ansehnlichen Zirkel um sie versammelt, welcher sich einzig und allein mit ernsthaften Gesprächen unterhält. Selten wird gespielt, wenn es nicht durch die Anwesenheit solcher

Personen nöthig gemacht wird, welche kein anders gesellschaftliches Vergnügen kennen als dieses.

Wenn der alte liebenswürdige Fabeldichter Pignotti, der Lafontaine der Italiener in Florenz ist, so finden Sie ihn gewifs die meisten Abende hier. Philipp Hakert fehlt selten, die Gelehrten Lastri, Follini, Fontana; die Künstler Benvenuti, Desmaret und Fabre, zuweilen auch der Graf Alfieri und andere Personen aus den ersten Ständen sammeln sich um Madam Fabroni. Der Zirkel scheint nach den ehemaligen französischen der Madame Geoffrin zugeschnitten zu sein, wenn ihm gleich die französische Munterkeit fehlt, welche den Ernst der Wissenschaften so gut zu erheitern versteht.

Eine solche Gesellschaft, die aus den gebildetsten und kenntnifsreichsten Menschen einer grofsen Hauptstadt besteht, kann natürlich nicht der Maasstab für die gesellschaft-

liche Bildung der Nazion überhaupt sein. Die besten Menschen sind sich überall ähnlich, und ihre Interressen an allen Orten dieselben. Wenn ich Ihnen daher etwas von gesellschaftlicher Unterhaltung in Italien überhaupt sagen soll, so mufs ich andere Erfahrungen zu Hülfe nehmen, als die sind, welche ich bei Madame Fabroni zu machen Gelegenheit hatte.

Was ich Ihnen jezt sage, gilt den Italienern überhaupt, und da mufs ich mit der leidigen Spielsucht den Anfang machen, welche überall das gröfste Hindernifs geistiger Unterhaltung ist. Dieses Laster hat unter den höhern Ständen fürchterlich um sich gegriffen. Kaum kann man an irgend einem grössern Zirkel Theil nehmen, ohne den Eintritt am Spieltisch bezahlen zu müssen. Wenigstens ist man genöthigt, hie und da an die Farobank zu treten, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob man blos aus

Armuth oder Geiz sich des Vergnügens enthalte, welches die andern so reizend finden.

Es ist schreklich wahr, was Albergati, als ein Mann von hoher Geburt, von sich sagt:

Jo mi teneva in man prima le carte,
Che legato mi fosse anche il bellico;
E pria, che mama, babo, pappa e poppe,
Chiamai spade, baston, denari e coppe.

Das Interesse am Spiel verschlägt jedes andre, und Sie verlassen selten eine solche Gesellschaft mit andrer, als mit der nicht sehr beneidenswerthen Zufriedenheit, einige Dukaten gewonnen zu haben.

Die ächt italienische Unterhaltung findet man demnach beinahe nur in Familienzirkeln, oder in den Kreisen, welche sich um irgend eine schöne Frau bilden. Diese bestehen ausser ihr blos aus Männern, sind äusserst munter, und gewähren eine sehr angenehme Unterhaltung, wenn man die Sprache hinlänglich versteht, und sich gewöhnt hat,

unsern Maasstab des anständigen nicht mehr hier anzulegen.

Ein solcher Zirkel ist aus Männern von verschiedenem Alter und Stande zusammengesezt. Niemand findet es lächerlich, wenn auch ein alter Mann noch sich um die reizende Jugend bemüht, und öfters ist er glüklicher als die andern, weil er mehr Aufwand machen kann, die Kunst der Verführung besser inne hat, und gut an sich zu halten versteht. Die Gegenstände des Gesprächs sind die Geschichten des Tags, besonders das Theater. Die Lächerlichkeiten anderer, und die Liebe, weil, wie ein italienischer Schriftsteller bemerkt, alle Gespräche sich in das Gespräch über die Liebe auflösen, so wie sich alle Psalmen in Gloria endigen. Es ist zum Erstaunen, wie geläufig den Italienerinnen der Jargon der Liebe ist. Aber jene scharfsinnigen Erörterungen kasuistischer Fragen über diesen Punkt, wie sie ehemals,

besonders in Venedig, den Unterhaltungsgegenstand der geistvollsten Zirkel ausmachten, kommen nicht mehr vor. An die Beantwortung der Frage z. B. ob ein Liebhaber sich eher getrösten dürfe, wenn er seine Freundin durch den Tod, oder wenn er sie an einen Nebenbuhler verliere, wurde eben so viel Spizfindigkeit verwendet, als an die, von Cicero *) angeführte, der Moralisten: ob einer von zween Unglüklichen, die sich bei einem Schiffbruch auf ein Brett gerettet haben, das nur Einen tragen könne, berechtigt sei, den andern herunterzustossen? Sind Sie nach einer Konversazion jener Art besonders lüstern, so können Sie sie in Albergati's Werken (T. IX. p. 79.) finden.

*) Offic. III. 23.

So viele Mühe giebt man sich heutzutage nicht mehr, wenn gleich die Gespräche über Liebesangelegenheiten die gewöhnlichsten sind. Die Liebe überhaupt wird in diesem Lande ganz anders angesehen, als bei uns. Ein Verliebter wird in Deutschland ausgelacht, wenn er seine Liebe durch etwas anders, als einen Heirathsantrag äussert. In Italien aber ist die Liebe die schönste, die achtungswürdigste Leidenschaft, der ein zartfühlendes Herz nicht entgehen kann. Sie ist die Mutter der gröfsten Thaten, wie Alfieri sagt, und die italienische Geschichte nennt keinen grofsen Mann, der der Liebe nicht grofse Opfer gebracht hat. Wenn Petrarka seine Laura, Dante seine Beatrix, Boccacci seine Fiametta, Tasso seine Eleonora hatte, so dürfen doch die Dei minorum gentium auch ihre Göttinnen haben, und daran lassen sie's nicht fehlen. Wo zween junge Männer beisammen sind, ist alles darauf zu wetten, dafs

ihr Gespräch sich um dergleichen Angelegenheiten drehe. Gewöhnlich weifs Jedermann, wem dieser oder jener gerade huldigt, und selten sucht er die Ausbrüche seiner Leidenschaft, selbst an öffentlichen Orten, zu verbergen.

Um die Dame des Kreises dreht sich die ganze Unterhaltung, und es ist darum, wie Sie leicht denken können, nie von Politik die Rede. Dies ist überhaupt nicht die Schwachheit der Italiener, am wenigsten aber in Gesellschaft der Frauen. Das Gespräch ist nie ernsthaft, sondern immer so munter, wie möglich. Wiz und Freiheit beleben die Unterhaltung über die Fehler anderer auf eine höchst genialische Weise. Medisance macht daher auch einen Haupttheil derselben aus. Bekanntlich sind die verständigsten und wizigsten Leute diesem Fehler am meisten unterworfen, und es giebt vielleicht keine interessanteren Mittheilungen,

als welche sich vertraute Freunde von ihren Bemerkungen über andere machen. Geschieht dieſs mit Gutmüthigkeit und Diskrezion, wer will es tadeln? Aber ist der Wiz hauptsächlich dabei wirksam, so wird das Gespräch ungerecht, die Neigung dazu ein Laster.

Dies ist, glaube ich, wirklich in Italien der Fall. Die Nazion ist, so wenige ächt wizige Schriftsteller sie besizt, dennoch die wizigste in Europa, und es giebt keine Sprache, die ihr so sehr dabei zu Hülfe kommt, als die italienische. Tausendmal erinnere ich mich unter ihnen an die Athener, deren Muthwillen kein Verdienst und keinen Gott verschonte, wenn sie auch gleich nachher vor beiden wieder zitternd und reuevoll im Staube lagen. In den vielen muthwilligen Novellen der Italiener ist die Geistlichkeit der Stand, welcher am meisten mitgenommen wird. Unzüchtige Sprüchwörter, welche man täglich hört, spotten derselben. — Alles das

geschieht, ohne dafs man es sich darum jemals einfallen liefse, an die Befreiung von dem Joch zu denken, welches ihnen die Geistlichkeit aufgelegt hat.

Es fehlt den Italienern gänzlich an Sinn für Naturschönheiten, wenn gleich die Natur ihre üppigsten Reize um sie ausgegossen hat. Daher ist auch die Gartenkunst bei ihnen noch so weit zurük, ist so wenig für öffentliche Spaziergänge gesorgt, werden die reizenden Villen der Voreltern so wenig genuzt, fehlt es ihnen beinahe an Idyllendichtern und an Geschmak für die Landschaftsmahlerei — Züge, welche sie eben so gut mit den Griechen gemein haben, als die oben angeführten. Diese Mängel schränken die Unterhaltung mehr auf Genüsse des Wizes und der Laune ein, und dieses ist um so nöthiger, da es ihnen eben so sehr an Sinn für häusliche Freuden fehlt. Theaterwerke, in welchen häusliche Szenen geschildert werden,

gefallen wenig: nur Federici's Dramen und einige Uebersezungen ausländischer Schriftsteller fangen an, ertragen zu werden, und wenn man den Beifall, den sie hie und da erhalten, nicht der Neuheit der Sache zuschreiben mufs, so darf man von demselben auf eine günstige Veränderung des Geistes der Nazion schliessen. —

Bei dieser Vorliebe für wizige Unterhaltung und komische Darstellung, ist daher der Lustigmacher das beliebteste Glied der Gesellschaft. Vom Leben gieng der Buffo ins Theater über; aber er ist auch reichlich beladen davon wieder zurükgekehrt. Selten finden Sie einen italienischen Zirkel, in welchem nicht ein solcher munterer Geselle, der alles sagt, und sich alles sagen läfst, die Hauptrolle spielt, die Weiber sind, um mich einer französischen Wendung zu bedienen, toll mit einem solchen Menschen, und es hat mir immer sehr an den Italienerinnen

mifsfallen, dafs sie ihre Neigung so leicht an dergleichen Karaktere verschenken, welche sie doch wahrlich nicht achten können.

Die höchste Verfeinerung der gesellschaftlichen Freude in Italien ist das Improvisiren.

Ich achte diese Fertigkeit in poetischer Rüksicht nicht im geringsten; aber ich habe die Italiener dennoch oft um dasselbe beneidet. Hat die Unterhaltung bei einem Mittagessen, oder sonst in einem muntern Zirkel einen ungewöhnlichen Flug genommen, und es erhebt sich dann einer aus der Gesellschaft, und singt das Lob der Damen des Kreises, das Glük der Freundschaft und der Liebe — wahrlich, wenn er nur ein erträgliches Organ hat, und ohne Anstofs fortsingt, so ist es ein Genufs, wie die gesellschaftlichen Freuden in Norden keinen darbieten.

Minder gefällt mir die Unterhaltung geistvoller Zirkel durch andere poetische Spielereien, wie die Rime obbligate u. dergl.

sind. Die bisarrsten Zusammenstellungen, welche der gebundene Reim zufällig hervorbringt, machen freilich lachen, jedoch nur für den Augenblik. Aber dergleichen Künsteleien sind der Tod der wahren Poesie, und ich habe manches schöne Talent gekannt, welches in der, eben nicht schwer zu erwerbenden Fertigkeit, Alles was man wollte, in gewisse Schlufsreimen zu zwingen, den höchsten Preis des poetischen Geistes sah.

In den Gesellschaften der mittleren Stände, unter welchen überhaupt noch am meisten Sittenreinheit und unschuldiger Frohsinn herrscht, unterhält man sich häufig mit gesellschaftlichen Spielen. Geküfst wird dabei freilich nicht; aber die meisten derselben sind die nehmlichen, die man in Deutschland nur mit veränderten Namen und andern Modifikationen hat. Beim Pfänderlösen u. s. w. hat man freilich auch gewisse abgedroschene Aufgaben, wie bei uns; aber oft mufste ich

über die schnelle Besonnenheit und den Erfindungsgeist erstaunen, womit die jüngsten Mädchen manchmal eine neue erfanden.

Ich will mit einer Bemerkung schliessen, von der ich wünschte, dafs sie falsch sein möchte. Ich glaube nehmlich bemerkt zu haben, dafs sich der natürliche Frohsinn der Nazion nach und nach zu verlieren anfängt. Sie werden sagen, das ist auch in Deutschland der Fall. Leider, ja, aber es läfst sich begreifen, wie es so kommen mufste.

Rom, den 13. *November* 1803.

Gestern, lieber Freund, bin ich wieder über Siena hier angekommen. Meine Reise wurde diesmal durch ein kleines Abentheuer merkwürdig. Ich mufste wegen der ausgetretenen Flüsse einige Tage am Fufse des Berges von Radicofani liegen bleiben.

Wir hatten des Morgens früh Buonconvento verlassen. Unter heftigem Winde und beständigen Regenschauern reisten wir den ganzen Tag fort. Die Gegend, welche ich im lachendsten Sommer gerade vor der Erndte gesehen hatte, zog diesmal weder durch eine gefällige, noch grausenerregende Aussicht an. Jezt war sie ganz kahl, und der Regen trug natürlich nichts bei, sie zu verschönern. — Ueberall stiegen Dünste aus der Erde empor, sammelten sich an den Bergspizen, und entzogen dem Auge die Fernen. Ohnedies ist diese Strafse sehr öde. Nur einzeln stehende

erbärmliche Baurenhäuser sind hier die Zuflucht des Reisenden. Auch aus dem schneidendsten Windsturme rettet er sich nur ungern in solch eine Hütte.

Ausser den Ställen für das Vieh, ist ein grofser Theil des Erdgeschofses zur Hausflur gemacht, in welcher die Familie den Tag zubringt, und wo es auch der Reisende sich gefallen lassen mufs, zu bleiben, wenn er nicht bei Tage sein Schlafgemach sehen, und die Lust für die Ruhe der Nacht verlieren will. Hunde, Kazen, Hühner und die übrigen Hausthiere leben hier friedlich unter den Menschen, und es fällt dem Wirth nicht ein, eine Henne zu verschcuchen, welche sich etwa neben den Gast und sein Mittagsmahl auf den Tisch gesezt hat.

Die Hausflur dient zu gleicher Zeit zur Küche, und ist der Ort, wo alle Handarbeiten verrichtet werden. Sie können ihr Mahl von dem Huhn bis zu dem Eierkuchen ver-

folgen. Aber es ist doch erfreulich zu sehen, dafs es damit nicht so unreinlich zugeht, wie man glauben sollte.

Im Hintergrunde dieses Orts steht ein gewaltig grofser Heerd, welcher ungefähr die Form eines französichen Kamins hat. Um das Feuer herum ist eine niedrige Mauer im Halbkreise gezogen, welche zum Size für die sich Wärmenden dient. Die Hausmutter verläfst hier ihre Stelle nicht leicht, weil sie auf die kochenden Töpfe zu achten hat. Ist ein Kranker im Hause, so ist diefs der Plaz, wo er alle Zeit zubringt, in welcher er nicht ins Bette gezwungen ist. Der Kreis ist so grofs, dafs auch eine etwas zahlreiche Familie Raum bei dem gewaltigen Feuer findet. Abends, und wenn es draussen stürmt, sizt man hier beisammen. Keine weitere Beleuchtung erhellt das Ganze. Die verschiedenen Figuren in den mannigfaltigsten Stellungen, die Män-

ner meist in ihre Mäntel gehüllt — das Ganze thut eine höchst pittoreske Wirkung.

Hier müssen des Nachts, wenn es draussen brauset, und der Wind heulend durch die zahllosen Rizen der Wände dringt, Gespenster- und Räubergeschichten erzählt werden, um auch dem Vorurtheilsfreien ein Grausen abzuzwingen. Man sage ja nichts über unsere deutschen geheizten Bauerstuben. Hier ist mehr noch. Denken Sie sich dann die ausdruksvollen wilden Gesichter dieser Gebirgsbewohner, alle die Erinnerungen an häufigen, in diesen Gegenden begangenen Mord und Raub, und es läuft Ihnen eiskalt durch die Glieder, wenn Sie des Nachts in einiger Entfernung eine solche Gesellschaft erbliken.

Je höher gegen die Spize der Apenninen, desto unfreundlicher ist das Gebirge. Oft ganz ungebaut, nur mit Aussichten in tiefe Klüfte, oder über dunkle Wälder, oder

nach den fernen Felsen, erscheint das Land dem Reisenden höchst widrig. Sind hie und da Wolken um die Berge gezogen, oder verbietet der regenschwangere Horizont die Aussicht in die wechselreiche Ferne, so hat alles ein melancholisches Ansehen, das sich dem Wanderer mittheilt. Besonders unfreundlich ist die Bergspize, auf welcher Radicofani liegt. Ueberall sehen Sie fantastisch hingeworfenes Gestein, dessen wilde Form den Gedanken begünstigt, dafs hier in alten Zeiten ein fürchterlicher Vulkan gewüthet habe. Die ganze Natur hier ist in ewiger Bewegung; gewöhnlich heftige, plözlich wechselnde Winde, ewige Nebel und unbeständiges Wetter. Im höchsten Sommer sah ich die Dünste mit der Eile des Sturmwinds sich einem Rade gleich um den Berg drehen.

Grofs sind freilich die Aussichten von hier, aber selten nebelfrei. Die höchsten Berge, welche man zurükgelegt, und noch zu bestei-

gen hat, scheinen von dieser Höhe herab nur winzige Hügel. Weite Klüfte schwinden in schmale Schattenstreife, offene Thäler in kleinlichte Vertiefungen zusammen, und man verfolgt den gekrümmtesten Lauf der Flüsse, so weit das Auge reicht. Aber wenn schwere Dünste über diesen Aussichten liegen, so haben sie etwas so drükendes, dafs sie dem Geist gleichsam Gewalt anthun, und das freie Gedankenspiel einschränken.

In dieser Jahreszeit vollends, wo die Farben der Natur ganz abgebleicht sind, jeder magere Quell einen Bach, jeder Bach einen reissenden Bergstrom bildet, unter heftigem Wind und Regenschauer, ist es die unangenehmste Reise über dieses Gebirg. Die Bauernhäuser haben hier ohnedies ein so finsteres kerkernähnliches Aussehen; fehlt nun das mannigfaltige Leben der Arbeitenden, die Bewegung der Hausthiere um dieselben, so wird es einem vor dem Gedanken bange,

eine Stunde in solch einer Hütte zuzubringen. Nirgends läfst sich ein Vogel hören, nirgends auch nur ein Insekt erschauen. Selten begegnet man einem Wanderer, und wenn es geschieht, so eilt er, in seinen Mantel gehüllt, vorüber, und vergifst Grufs und Gegengrufs. Nicht einmal ein Baum, ein Gebüsch erfreut das wechselsuchende Auge.

Am Fufse dieses Berges war ich genöthigt einige Tage zuzubringen. Einige Flüsse, welche aus ihrem Bette getreten waren, hinderten die Fortsezung der Reise. Ich mufste hier bleiben, bis sich das Wasser verlaufen hatte.

Es war die elendeste Schenke, die man sich denken kann, berüchtigt durch den Aufenthalt von Räubern, und einsam in einem engen Thale gelegen, durch welches sich ein reissender Bergstrom wälzte. Die einzige Aussicht aus den Fenstern, wenn ich so einige elende, mit hölzernen Laden verschlossene

Oefnungen nennen mag, gieng auf den gegenüber liegenden, von Giesbächen durchschnittenen Berg. Weiter war auch gar nichts zu sehen.

Hier einige Tage zuzubringen, schien mir schreklich. Und dennoch erfreute ich mich, so lange meine Gefangenschaft dauerte, einer seltenen guten Laune. Wechsel ist es doch, was den unruhigen Geist des Menschen am besten befriedigt, und so gefiel mir auch hier meine Lage, weil sie neu war. Meine Gesellschaft bestand aus einem schwindsüchtigen Neapolitaner, mit welchem ich das Bette theilen mufste, zween Kurieren und einem russischen Offizier, welcher mit meinem Vetturin schlief, und jeden Morgen ganz durchnäfst vom einfallenden Regen aufstand. Unaufhörlich brannte ein gewaltiges Feuer in dem grofsen Kamin, in welchem ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Sieden des Wassers in meinem Theekessel lauerte.

Nach und nach bildete sich eine kleine Biblio-
thek über demselben. Die Beschäftigung mit
dem Feuer, einige Lektüre, viel Plauderns
und viel Schlafs, theilten sich in meine Zeit.
Gerade noch früh genug, um keine zu un-
angenehme Erinnerung an diesen langweiligen
Aufenthalt mit fortzunehmen, wurde der Weg
wieder frei, und ich reiste den 8. weiter.

Rom, den 28. November 1803.

Noch immer ist das Wort: Panem et Circenses in Rom anwendbar. Wenn man es den Römern am ersten nicht fehlen läfst, kann man durch die leztern alles mit ihnen machen, was man will. Die abscheulichsten Regierungen haben immer durch dieses Mittel das Volk wieder mit sich versöhnt, und glänzende Verbrechen wurden leichter verziehen, als andere, denen das Volk keine ästhetische Seite abgewinnen konnte. Die katholische Religion hat auch daher wohl das Eigene erhalten, dafs sie bei den vielen Entbehrungen, auf welche sie ihre Kränze sezt, doch das Beschwerliche derselben durch eine Menge von Festlichkeiten und Genüssen vergütet. Sie hat um ihr ganzes Gebäude einen bunten Schleier geworfen, welcher der Phantasie einen eben so freien Spielraum gestattet, als er den der Vernunft einschränkt.

Man kann nicht leicht von Rom sprechen, ohne dafs sich diese oder ähnliche Betrachtungen von selbst aufdrängen. Sie sind mit dem, was ich Ihnen über die öffentlichen Vergnügungen der Römer sagen werde, in ziemlich nahem Zusammenhang. Der Karneval, welcher an der Spize derselben steht, scheint zwar in keiner Berührung mit jenen Ideen zu stehen; aber die Art, wie ihn die vierzigtägige Fastenzeit wieder gut zu machen sucht, beweist es doch, wie wenig er ausser dem Kreise liegt, in welchem sich die hierarchische Menschenbehandlung dreht. Er ist die erste aller römischen Vergnügungen geworden, und die einzige wirklich in ihrer Art.

Nach dem, was schon häufig darüber gesagt worden ist, darf ich ihn der Vollständigkeit wegen hier nur nennen. Die Jahrszeit, in welche er fällt, führt mich gleich auf die Theatervergnügungen, denen die Römer

mit aller Leidenschaft ergeben sind. Im Winter sind alle Theater der Stadt geöfnet, alle beinahe mit Menschen angefüllt. Opern, ernsthafte und komische, Komödie, Marionetten- Mimenspiel u. s. w. beleben sie fast jeden Abend, und auf einigen treibt der Polecenella sein allgemein gefälliges munteres Spiel. Jeder Seiltänzer, welcher sich sehen läfst, findet um diese Zeit ein zahlreiches Publikum in einem der Theater, und ich habe sogar einen ganzen Karneval hindurch das grofse Schauspielhaus von Aliberti gedrängt voll gesehen, um sich an den Künsten eines Rudels Hunde zu ergözen, welche Festungen erstürmten, und tausend linke Spässe machten, an welchen die Quiriten grofse Freude hatten. Die Leidenschaft für's Theater bestellt um diese Zeit die Tische oft so kümmerlich, dafs es kaum begreiflich ist, wie sie bei leerem Magen so vergnügt sein können, und es gehören recht eigentlich die

vielen Zerknirschungen der Fastenzeit dazu, um ihnen die Tage erträglich zu machen, deren Abend man nicht im Theater geniessen kann. Dafür giebt aber die Religion während dieser Zeit ihre glänzendsten Schauspiele, und die heilige Woche ist reich an Ergözlichkeiten für Auge und Ohr.

In diese Zeit ungefähr fällt der römische Frühling. Er wird nur selten in kurzen Villeggiaturen genossen. Die müssige Welt strömt noch immer den Theatern zu, welche sich nach Ostern wieder öfnen. Zwar sind es von jezt an höchstens zwei, auf denen gespielt wird; selten nur sind die Opern, für die sich der öffentliche Geschmak doch entscheidend erklärt hat, vorzüglich. Aber man sammelt sich doch gerne in den engen traulichen Logen zusammen, wo man sehen und gesehen werden kann. Die Abende sind durch Konversazionen und Privatbälle beinahe niemals ausgefüllt, und das Schauspielhaus der

einzige Ort, wo man darauf rechnen kann, Welt zu sehen.

Die eintretende heissere Jahrszeit fängt an die Theater zu entvölkern. Die Hize verschliefst die meisten den Tag über in ihre Wohnungen. Man läfst es sich daher nicht gerne gefallen, auch die kühlere Abendzeit innerhalb vier Wänden zu verlieren. Man hat auf andere Vergnügungen gesonnen, die Lüke auszufüllen, und geniefst den Abend gerne im Wagen auf dem Korso, wo man sich, troz des Staubes überredet hat, dafs man frische Luft geniesse. Langsam bewegen sich da die Wagen neben einander weg; man ist gepuzt, um sich zu zeigen; man lorgnirt die Andern, um sie zu bekriteln; man begrüfst sich, man winkt einander, man liebäugelt, macht sich Zeichen — kurz, man treibt es wie im Theater, nur dafs man das Vergnügen abgesonderter und immer in vertrauterer Gesellschaft geniefst. Nach Ein-

bruch der Nacht halten die Wagen vor den Kaffeehäusern, man nimmt Erfrischungen, hauptsächlich Eis, und begiebt sich von da entweder in die Theater, oder die wenigen um diese Zeit offenen Gesellschaften, oder macht Besuche, um späterhin, entweder zu Fufs, oder zu Wagen, wieder in den Korso zurükzufahren.

Dies ist der gewöhnliche Genufs der Sonntagabende im Sommer. Auch die schöne Welt vom zweiten und dritten Range besteigt zuweilen einen Miethwagen, und stellt sich selbst zufrieden auf einige Stunden unter die Götter majorum gentium. Diese hingegen machen sich die Freude so oft sie wollen, das heifst, so oft sie sich langweilen — und das geschieht sehr oft.

Mehrere Abende in der Woche aber sind in dieser Jahrszeit durch andere Unterhaltungen ausgefüllt. Augustus Grabmal ist es, worauf sich die Römer Schauspiele ganz eige-

ner Art geben lassen. Ehe ich sie Ihnen beschreibe, möchte ich Sie vorerst mit dem Lokal bekannt machen.

Der gröfste und vielleicht merkwürdigste Plaz des alten Roms war das Marsfeld. Es zog sich von dem Ufer der Tiber, in der Nähe der heutigen Porta del Popolo, bis an den Fufs des kapitolinischen Berges, und schlofs sich also von hier an den Brennpunkt der römischen Weltherrschaft an. Ganz eben, und gröfstentheils mit grünen Rasen überwachsen, war es der würdige Uebungsplaz für die römische Jugend. Hier befanden sich die Triumphbogen des Domitian, Gordian und Lucius Verus, welche die Via Lata zierten. Eine Menge von Säulengängen zogen sich längs derselben hin, Schatten und Obdach den Müden und den Müssigen gebend, und schöne Genüsse den Freunden der bildenden Kunst. Hier war die Villa Publica, wo die Gesandten der Verträge- und Frieden-

suchenden Nazionen beherbergt wurden. Nahe dabei stand das Amphitheater des Statilius Taurus, die Säulen des Antonin und Mark-Aurel, das Pantheon, die Termen des Agrippa, das Theater des Pompejus, worin 80,000 Menschen Plaz hatten, die Kurie mit ihren Hallen, wo Cäsar als das lezte Opfer des freien Römersinns fiel, der Cirkus des Flaminius, wo die Meisterwerke des Skopas standen, der Portikus der Oktavia, welcher, auf 270 Säulen ruhend, die vorzüglichsten Arbeiten von Phidias, Praxiteles und Polyklet enthielt; auf diesem Felde wechselten die schönsten Paläste und Tempel mit reizenden Gebüschen. Obelisken und Statuen zierten seine Ebenen, und prächtige Grabmale der berühmtesten Männer heiligten sie für den Römer. Unter diesen war auch das Mausoleum, welches von runder Form in die Höhe gebaut, mehrere Stokwerke enthielt, um welche immer ein Säulengang lief, der mit

Kolossalstatuen besezt war, und auf dessen Spize eine Bildsäule des Augusts gestanden haben soll. Vor dem Eingang waren zween Obelisken gestellt, und rund herum Cipressen gepflanzt.

Dieses Prachtgebäude ist der Ungerechtigkeit der Zeit nicht entgangen. Es stürzte grosentheils zusammen, und wurde vielleicht, wie es so vielen Meisterwerken altrömischer Architektur ergieng, zum Gebrauch für neuere Bäue abgetragen. Lange befand sich innerhalb der Zirkelmauer ein Garten, welcher aber späterhin zerstört wurde, als man das Gebäude zur Belustigung der heutigen Römer einzurichten anfieng. Es heifst nun das Amphitheater Vivaldi, und die Mauren, die es umgeben, sind wieder zwekmäfsig erhöht worden. Die Arena umschliessen die Ställe für die hier kämpfenden Thiere; über denselben ziehen sich die Size vom niedrigsten Range terrassenförmig in die Höhe, und oben

schliefst eine Reihe von etlichen fünfzig Logen, über denen noch eine Gallerie sich befindet, die Mauren des Gebäudes. Hier werden des Sommers jede Woche mehreremal Stiergefechte gehalten, an welchen die Römer, nach der sich einfindenden Menge zu urtheilen, grofses Vergnügen haben. Selten wird das Spiel blutig, denn es besteht meist nur darin, dafs die Thiere, Kühe, Stiere und Büffel von einer eigenen Art Gladiatoren gereizt werden, sie zu verfolgen, und dafs diese dann auf eine besondere Weise ausweichen, oder wenn ihnen die Geschiklichkeit und der Muth fehlen, auf das Geländer hinauf springen. Ein kleiner rothseidener Mantel, und ein spiziger Stab sind die Angrifswaffen der Kämpfer. Mit dem leztern reizen sie das Thier, wenn es, wie häufig der Fall ist, keine Kunde von ihnen nehmen will; das erstere halten sie ihm vor, um es zu ärgern, werfen es ihm über die Augen,

und befestigen in der Eile wohl schnell eine papierne Rose auf seine Stirne. Manchmal geschieht es, dafs einer nicht mehr ausweichen kann; dann ergreift er das Thier bei den Hörnern, und läfst sich so schleppen, bis seine Kameraden herbei gekommen sind, und es fest gehalten haben. Mitten in dem Raum hängt ein männlicher rothgekleideter Popanz, an welchem das Thier manchmal seine Wuth ausläfst; ein ausgestopftes Weibsbild steht eben so, und schnellt, wenn sich das Thier nähert, in die Erde hinab. Oft werden Hunde an dasselbe gehezt, und es sind jedesmal Preise für die Besizer derjenigen ausgesezt, welche stark genug waren, den Stier an den Ohren fest zu halten. Am gröfsten ist der Zulauf zu diesen Spielen, wenn ein toro bandito angekündigt ist. So nennen sie einen, durch verschmähte Liebe und gekränkten Stolz wüthend gemachten Stier. Ein solches Thier verläfst in diesem

Fall gleich seine Heerde, und stürmt rasend im Felde und in der Stadt herum, alles niederstossend, was ihm in den Weg kommt. Belohnungen sind für diejenigen ausgesezt, welche es wieder einfangen, und viele besizen für diesen Fall eine eigene bewundernswürdige Fertigkeit, ihnen auf eine Entfernung von 10 — 15 Schritte eine Schlinge um den Kopf zu werfen. Einer Belohnung werth ist aber auch der, welcher das gefährliche Thier bezähmt. Gewöhnlich richtet es viel Unheils an, und wem es in einer Strafse, wo er sich in kein Haus flüchten, oder sich nicht mehr zurükziehen kann, begegnet, ist gewöhnlich verlohren.

Unbegreiflich ist es, wie die Polizei diesen Unfug so wenig beachtet. Beinahe jede Woche mehreremale kommen in der Stadt Ochsen aus, welche halb wüthend durch die Strafsen stürzen, und häufiges Unglük anrichten. Die Römer finden daran grofsen Spafs, und diesen

sehr wohlfeil, da es ja doch hie und da nur einen Menschen kostet. Statt dem Thier auszuweichen, gehen ihm die Müssigen entgegen, und statt es zu bändigen, reizen es die Kühnen noch mehr an. Das Vorurtheil, dafs das Fleisch eines solchen Thiers, wenn es erst vorher recht gejagt worden ist, besser schmeke, hat dieses so gefährliche Spiel bis jezt erhalten.

Uebrigens ist es nicht nur der Hauptstadt eigen; in den Provinzen wird es nur noch ausschliessender und leidenschaftlicher getrieben. Ich hatte Gelegenheit, diese Bemerkung auf einer Reise zu machen, welche ich auf die römischen Gebirge anstellte. In Subiaco, einem ziemlich ansehnlichen Städtchen, liessen wir uns einige Tage nieder. Die Einwohner, um uns keine zu schlechte Vorstellung von ihnen mitnehmen zu lassen, jagten einige Ochsen durch die Strafsen, und hezten endlich auf dem Plaze Hunde an sie.

Die Ochsenliebhaber — so nennen sie die, welche leidenschaftlich für dieses Spiel eingenommen sind — hatten sich in ihre Festkleider geworfen, und zeigten ihren Muth durch kühne Nekereien, wodurch sie das Thier noch mehr reizten. Zuerst erschienen sie vor unserm Wirthshause, und nachdem sie uns hinlänglich unterhalten zu haben glaubten, wurde der Spafs in den übrigen Strafsen fortgesezt. Diese sind aber so enge, und hie und da so steil, dafs es jedesmal beinahe unbegreiflich ist, wenn kein Unglük geschieht. Und doch mufs sich jede Kuh und jeder Ochse, bevor sie geschlachtet werden, auf diese Weise erst seinen Tod verdienen.

Nach dieser Ausschweifung führe ich Sie zu einem minder gefährlichen, wenn gleich lärmenderm Schauspiel auf Augusts Grabe zurük. Es sind die Feuerwerke, welche mehrere Abende der Woche zur Sommerszeit

daselbst gegeben werden, und selbst da, wo man an die Girandola von der Engelsburg gewöhnt ist, noch oft gefallen. Er ist manchmal mit Polecenellen bevölkert, und der Unternehmer weifs sich hierin immer dem Geschmak seines Publikums anzupassen. Dabei ist das ganze Amphitheater schön beleuchtet, gewöhnlich mit Menschen ganz angefüllt, und giebt so eine wirklich ganz eigene seltene Ansicht.

So füllen die Thiergefechte und Feuerwerke einige Sommerabende jeder Woche aus. Zween andre unterhält man sich auf eine sonderbare Weise auf dem Plaze Navona. Bekanntlich ist dies einer der gröfsten Pläze Roms. Von ziemlich regelmässiger Parallelogrammform ist er nicht überall mit schönen Palästen eingefafst; aber es zieren ihn wasserreiche Fontänen mit Obelisken. Er ist in der Mitte etwas tiefer, und begünstigt so die Ueberschwemmung, welche das Fest des Abends

ausmacht. Durch die geöfneten Schleusen wird er ganz unter Wasser gesezt, und die Freude besteht darin, in demselben herumzufahren. Rings um den Plaz stehen die Tische der Früchteverkäufer, welche, Abends mit Lichtern überdekt, dem Plaze wirklich eine sehr fröhliche Ansicht verleihen. Die Fahrenden erfrischen sich mit den Früchten, das Wasser verbreitet eine angenehme Kühlung, und der Plaz wird von dem vielen Unrath, der sich von den Tischen der Verkäufer gesammelt hat, gereinigt. Die Römer sind so grofse Freunde dieses Schauspiels, dafs sogar die Kärruer mit ihren Karren sich in die Reihen der glänzendsten Equipagen mischen, und sich zum wenigsten eben so gut unterhalten, als ihre Fürsten.

Unter diesen Vergnügungen kommt die Herbstzeit heran, welche zum Genusse des Landlebens einladet. Die ganze schöne Welt flüchtet sich hinaus, und Frascati wird um

diese Zeit ihr Versammlungsort. Die ersten Familien der Stadt besizen da ihre Villen; öffentliche Tanzbelustigungen ziehen auch die, welche auf entferntern Lusthäusern leben, herbei, und es herrscht bei diesen Gelegenheiten ein weit freierer Ton, als in der Stadt. Viele freilich kommen auch nur, um ihre Spielparthien an einem andern Ort fortzusezen; aber die mannigfaltigen Freuden gewähren doch den Jüngern in der Gesellschaft manche Genüsse, welche für mich wenigstens das schönste waren, was Rom in seinen geselschaftlichen Freuden darbietet.

Rom, den 20. Mai 1805.

Es ist bekannt genug, mein Freund, wie schlecht der Religionsunterricht in Italien beschaffen ist. Sein ganzes Wesen besteht beinahe in nichts anderem, als in einer Art von Abrichtung, (wenn ich diesen Ausdruk brauchen darf) um die öffentlichen Andachtsübungen mitmachen zu können. In Rom, sagte man mir immer, ist es besser als in Toskana und in Neapel; man hat daselbst durch häufige Katechisazionen dem Mangel an eigentlicher Religionsbildung abzuhelfen gesucht. Ich war sehr begierig, einmal einer solchen Uebung beizuwohnen, und traf es glücklich genug, als ich in das Pantheon ging, um ein dort ausgestelltes Gemälde zu betrachten.

Ich kam Nachmittags dahin, die Kinder waren schon versammelt, und die beiden Geschlechter abgesondert von einander gesezt,

die Mädchen sogar mit Vorhängen umgeben; um nicht zu sehen, und nicht gesehen zu werden. Der Kurato, (Pfarrer des Kirchspiels) und ein junger Abbate wechselten bei beiden ab. Die Mädchen durfte ich nicht sehen. Ich stellte mich zu den Jungen, und hörte aufmerksam zu.

Der Abbate hatte einen langen Haselstok in der Hand, um, wenn Ueberredung nichts half, desto gewisser durch ihn zu wirken. Dies war auch sehr nöthig. Die Buben betrugen sich so ungezogen, so naseweis, dafs ich mich nur über die Langmuth des unbärtigen Priesters wunderte, wenn er nicht öfters zuschlug. Die Gegenstände der Belehrung waren aber auch freilich von der Art, dafs man den armen Jungen unmöglich mehr Aufmerksamkeit zumuthen konnte. In dem Blik des Lehrers lag überdies so viel Muthwillen und Leichtsinn, dafs auch von dieser Seite wenig Aufmunterung war, die

Sache ernstlicher zu nehmen als er. Der Unterricht bestand in nichts als Dogmatik. Von Sittenlehre oder Anwendung dogmatischer Säze auf das Leben keine Sylbe. Wie viel der Sakramente seien, die einfältigen, scholastischen Eintheilungen derselben, die Dreieinigkeit und die unbeflekte Empfängnis der heiligen Jungfrau, dies waren die Gegenstände, über welche diese Jungen von sechs bis zwölf Jahren aufgeklärt werden sollten.

Am längsten hielt sich der lüsterne Abbate bei der Jungfrauschaft der Maria auf. Der Gegenstand schien ihm zu gefallen, er behandelte ihn eigentlich con amore, das heifst bei elenden Menschen, recht schlecht. Einer der Jungen konnte die Virginità der heiligen Jungfrau nicht begreifen. Una donna, che ha fatto un bimbo, non può esser vergine, (eine Frau die ein Kind gebohren hat, kann keine Jungfrau mehr seyn) war sein unaufhörlicher Einwurf.

Das Gelächter der Umstehenden, welches auch zuweilen den ernsthaftesten Lehrer anstekte, machte dem Buben noch mehr Muth, seinen Einwurf öfters zu wiederholen. Der Abbate konnte diesen Zweifel im Anfang nicht anders lösen, als dafs er sagte, es seye ein Mistero, (Geheimnifs) und das Wesen eines Mistero bestehe darin, dafs man es nicht begreifen könne. Aber das Unglük war, dafs der naseweifse Junge nicht begreifen wollte, wie man ihn etwas zu glauben nöthigen könne, das er nicht begreife. Schon war der Lehrer im Begriff, zu der bündigsten Demonstrazion, zum Haselstok, seine Zuflucht zu nehmen, als er plözlich mit den Worten: ecco ora velo spiegherò! (seht, jezt will ich's euch erklären!) aufsprang. Mit mehr Selbstgefälligkeit hatte gewifs jener griechische Philosoph sein: ich habs gefunden, nicht ausgerufen, als der Abbate nun anfing: „wenn ich dir einen

Spiegel vorhalte, so ist dein Bild in demselben, nicht wahr?" — Ja. — „Nun bist du aber darum in dem Spiegel?" — Nein. — „Oder wird der Spiegel durch dein Bild verunreinigt?" — Nein. — „Gerade so ergings, als der heilige Geist, der darum auch ausdrüklich die Gestalt einer Taube, als des Zeichens der Unschuld, annahm, die heilige Jungfrau überschattete." „Ecco, ora è spiegato!" — (seht jezt ist's erklärt!) rief er nun, indem er selbstgefällig lächelte, und mit dem Kopf nikte, siete ora contenti? (seid ihr jezt zufrieden?) — Der Junge war's noch nicht; allein er erhielt auf seine weitern Einwürfe keine Antwort, als das ora è spiegato, und, als er nicht zufrieden seyn wollte, brachte ihn der Haselstok zum Stillschweigen.

Dabei erschien es klar, wie wenig ernstlich Jedermann die Sache nahm. Das Ganze war eine Komödie für die Jugend, den Leh-

rer und die Zuhörer. Ungezogene Mienen und zweideutige Worte von Seiten der erstern; pedantische Späfse und lüsterne Blike des Lehrers auf die anwesenden Weiber bei Erörterung der schlüpfrigen Legende, und Lachen und Einsprechen der Zuhörer in die Ohren der Kinder. Am Ende wurden lange lateinische Psalmen gesungen, wobei die Armen auf den Knieen liegen, uud die Hände falten mufsten. Sie wollten nicht ruhig bleiben. Noch lange ehe die Uebung zu Ende war, riefen die Jungens: compassione, fine! (Barmherzigkeit, ach endigen Sie einmal!)

Dies war eine der so gerühmten römischen Kathechisazionen. Späterhin hörte ich noch andere, in welchen es um kein Haar besser herging. Wird es Ihnen nicht begreiflich, warum so wenig Religion in Rom ist? Warum in dem Siz des katholischen Glaubens am frechsten gesündigt wird?

Nirgends ist es auffallender, als in Rom, wie sehr man blos die Aussenseite der Religion beobachtet. Wer ganz unbekannt mit europäischen Sitten und Meinungen in diese Stadt käme, und betrachtete die meisten kirchlichen Feierlichkeiten, der würde nie den Gedanken empfangen können, dafs das der Religion wegen geschähe. Jede Prozession z. B. deren man beinahe jede Woche einige sehen kann, wird durch Spiele unterbrochen. Tambours und türkische Musik wechseln ihre Märsche und Tänze mit dem Kirchengesang, und man wirft die in der Prozession Gehenden mit Blumen, und wird wieder von ihnen geworfen. Neben den Lichterträgern gehen Arme her, die ein Papier unterhalten, um das abträufelnde Wachs aufzufangen. Gestern sah ich es, wie sich gleich nach geendigter Funktion in der Peterskirche eine Menge Strassenjungen auf den Boden derselben warfen, um das Wachs

abzuschaben, welches von den vielen Lichtern herabgeflossen war. Nirgends sehen Sie so leicht einen Funken von Andacht, und jeder betrachtet dergleichen Feierlichkeiten als das Schauspiel des Tags. Jedes Glied derselben puzt sich auf eine phantastische Weise heraus, und wer schöne Haare hat, unterläfst gewifs nicht sie bei solcher Gelegenheit fliegen zu lassen. Der Tambour, welcher vor der Prozession hergeht, erinnert einen an den Geist der Religion, deren Reich von dieser Welt ist, und welcher durch Politik und Gewalt gehandhabt wird. Zwar gebieten die Soldaten, welche sie begleiten, dafs man die Hüte abziehen soll; aber dieses und das Niederknien oder Bücken, wenn die Monstranz vorüber kommt, ist auch das einzige Zeichen von Ehrfurcht, welches Sie bemerken können. Oft hat es mir Gedanken gemacht, wie es möglich sei, dafs sich dieses Sistem, bei so weniger Aufmerksamkeit auf

Verhütung des Aergernisses, doch so lange gehalten habe. Freilich beantwortet die Geschichte alle ähnlichen Fragen; aber es thut mir auf der andern Seite auch manchmal wehe, wenn ich sehe, wie wenig man, bei einem so grossen Reichthum von Mitteln, dennoch wirkte. Wenn es wahr ist, dafs es für den Grofstheil der Menschen keine Religion geben kann, welche nicht auch auf die Sinne wirkt, so schmerzt es hier um so mehr, den grofsen Vorrath von schönen und erhabenen Sinnenwirkungen durch nachlässige Ausübung, durch leichtsinniges Beibehalten des Lächerlichen entstellt zu sehen. Was vermag ein katholischer Geistlicher nicht aus seinem Publikum zu machen! Stellen Sie ihn auf die Kanzel, geben Sie ihm nur mittelmäfsige Beredsamkeit, aber Menschenkenntnifs, und er zieht sein Publikum hinter sich her, und führt es, wohin er will. Jedem Saze der Sittenlehre stehen in den reichhal-

tigen Legenden eine Menge der schönsten Beispiele zu Gebot. Durch natürliche Erzählung, was dieser gelitten, jener gearbeitet, dieser errungen hat, mufs es ihm jeden Augenblick gelingen, die vielleicht erschlaffte Aufmerksamkeit der Zuhörer wieder zu ermuntern. Und hat er ihre Geister auf den Punkt erhoben, wo auch die Sinne für den höhern Flug desselben wirksam sind, da weifst er sie auf das Bild des Gekreuzigten, auf die unschuldige Gestalt der göttlichen Mutter, auf die himmlische Begeisterung des Propheten, auf die Qualen der Verdammten, deren Bilder alle ihn umgeben. O man braucht seinen Vortheil nur wenig zu verstehen, um aus den Menschen zu machen, was man will!

Ich habe in Italien mehrere Prediger gehört, welche das wirklich verstanden. Uns Nordländern wäre ihre Akzion freilich übertrieben vorgekommen; aber den Italienern

wär es nicht so. In schwärmerische Dämmerung hüllen sie die Kirche durch Verschliessung der Vorhänge. Angenehme Gerüche waren durch's Räuchern und durch Ausstreuen von Lorbeer- und andern duftenden Blättern auf dem Boden verbreitet. Mit einem leisen Gebet fiengen sie an, ergriffen mit Ruhe und im Tone der blossen Belehrung ihren Gegenstand, schritten allmählich weiter in Steigerung des Ausdruks, bis sie am Ende alle Leidenschaften zu Hülfe erhalten hatten, und oft, unter lautem Schluchzen, die Zuhörer zu ihrem ewigen Heil beschworen.

Die Wirkung welche ich sie auf diese Weise hervorbringen sah, dauerte aber nicht lange. Gewöhnlich wird nur zur Fastenzeit gepredigt; aber dann alle Tage. Ein Geistlicher hat sich so für Vierzig Predigten zu versehen, von denen er jeden Tag eine andere von sich geben muſs. Ist er ein gros-

ser Redner, so hat er die Kirche immer voll, und wirkt viel Gutes. Sind aber die Fasten vorbei, so erlischt nach und nach der Eindruk, und es ist nicht viel besser, als ob er nie da gewesen wäre.

Was mich bei Anhörung Italienischer Prediger freute, war zu bemerken, wie wenig die Rede von den Kezern war. Einen freilich hörte ich in Florenz behaupten, die Protestanten seien immer agitati di cuore, (ängstlichbewegten Gemüths). Finster, schwermüthig und unruhig, und diefs sei schon die Ahnung der ewigen Verdammnifs, welcher keiner von ihnen entgehen könnte. Ich safs dem armen Redner gerade mit dem munterssten Herzen gegen über, und ein Italiener von meiner Bekanntschaft sagte mir bei diesen Worten mit Lachen: „da müssen Sie doch wohl eine Ausnahme machen, wenn Sie sich anders nicht unglaublich verstellen können."

Sonst habe ich selten ähnliche Dinge gehört. Nur vor mehreren Jahren, als man bald gegen die Jakobiner, bald gegen die Royalisten predigte, geschah es manchmal, dafs der fanatische Marchetti in Toskana und in Rom, wenn er alles Otterngezüchte exorcisierte, ausrief: fuori Giacobini, fuori Calvinisti, fuori Luterani! (hinaus ihr Jakobiner! u. s. w.)

Rom, den 20. Juni 1805.

Unter den vielen Fremden, welche jedes Jahr Italien besuchen, sind die Engländer die willkommensten Gäste. Sie geniessen da die altenglische Gastfreiheit, welche ihr bekanntes Sprüchwort rühmt: ich lobe mir die Freiheit von Alt-England, da kann man für sein Geld haben, was man will, und haben sie sich sonst reichlich zu nuze gemacht. Sie verschwendeten die ungeheuersten Summen auf die unsinnigste Weise, und überhoben die Italiener selbst der Mühe, sie zu betrügen, weil sie eine solche Gleichgültigkeit gegen das Geld zeigten, dafs mancher sich noch der Zeit erinnern will, wo sich kein Engländer so leicht, was er auch kaufte, auf einen Piaster oder Zechin herausgeben liefs. Das ist nun freilich vorbei. Seit einiger Zeit fangen nun auch die weniger bemittelten Stände in

England an zu reisen, und diese knausern so gut als andre Nazionen, und, wie viele versichern, mehr als die Deutschen, welche man sonst im Pukte der Freigebigkeit den Engländern allein nachgesezt hat. Ihre Knauserei wird aber beschwerlicher als die der andern Nazionen, weil das barsche Wesen der Britten überhaupt nur dann von den Italienern ertragen wird, wenn sie ihren offenbaren Vortheil dabei sehen. Indefs hat sich die alte Idee doch noch nicht verlohren, und wenn man einen Fremden recht viel Geld verschwenden, und recht tolle Streiche machen sieht, so schwört jeder Italiener darauf, dafs er ein Engländer sei.

Man thut den Britten sehr häufig die Ehre an, ihn auf das Theater zu bringen, und als Deus ex machina auftreten zu lassen, welcher am Ende den Knoten auflöfst oder zerhaut. Beneiden wir ihn nicht um diese Ehre, wenn wir gleich noch schlimmer weg

kommen. Solch ein Engländer ist gewöhnlich ein dicker, rothbäkiger Kerl mit fliegenden Haaren, der in Nankinghosen und weiten, sehr kurzen Kleidern stekt. In seinen Bewegungen ist er ässerst langsam, bükt beim Kompliment nur den Kopf, und macht tausend Verstöfse gegen die gute Lebensart. Er spricht sehr wenig und nur abgebrochen, ist häufig lebenssatt, und spielt immer mit Pistolen, ungeachtet man ihn durch eine Drohung von Messerstichen in's Bokshorn jagen kann. Als Liebhaber ist er äusserst plump und gemein, läfst sich aber bedeuten, wenn er findet dafs die Geliebte, wie das gewöhnlich der Fall ist, schon für einen andern entschieden hat. Mang es alsdann Banknoten kosten, so viel es will, er bringt das liebende Paar auch gegen den Willen der Eltern zusammen; denn edelmüthig ist er im höchsten Grad, und weil sie keine andern als Reiche aufs Theater bringen,

verschwenderisch bis zur Ausschweifung. Die Die Entwikelung geschieht in solchen Stüken immer durch brittisches Geld, und der Engländer, welcher im Anfang unaufhörlich zum Besten gehalten wurde, begnügt sich nun mit Dankbarkeit und Verwunderung. Er findet, dafs das Bewufstsein, Glückliche gemacht zu haben, selbst glüklich mache, und der Vorhang fällt, ohne dafs er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hat.

Daran mufs aber das Publikum doch seinen Spafs haben, wenn gleich nie Ernst gemacht wird. Boxen und Erschiessen sind die Brennpunkte des Komischen in dergleichen Stücken. Die 100,000 Pfund Sterling, wovon dann immer die Rede ist, machen auch einen guten Effekt auf die Zuschauer, und sezen es ungefähr in dieselbe Begeisterung, welche den Hungrigen beim Geruch eines Bratens ergreift, zu dem er nicht eingeladen wird. Jedesmal, wenn eine solche

Summe genannt wird, tönt ein tief herauf-gezogenes, ach! aus dem Parterre, welches nichts anders heifst, als: stiesse ich doch auch einmal auf einen solchen Engländer.

Lord Bristol, welcher vor einigen Jahren in Rom gestorben ist, wäre ein Original in Londen gewesen, aber in Rom mufste er nur desto mehr auffallen. Die höchste Corruption des Weltmanns, mit dessen spizfündigen Begriffen von Ehre, sein unerträglicher Nazionalstolz und seine Derbheit im Betragen, zogen ihm den Abscheu aller derer zu, welche nicht von ihm lebten. Nach englischer Weise sammelte er Kunstsachen um jeden Preis, war aber eben so berühmt durch seine Unkenntnifs und Geschmaklosigkeit, als durch die Freigebigkeit mit der er bezahlte, — wenn er Geld hatte. Er hänfte einen Wust von Gutem und Schlechtem zusammen, als ob der blosse Zufall und kein vernünftiger Gedanke die Wahl geleitet

hätte. In der langen Beschäftigung mit dergleichen Gegenständen, hatte er sich eigene Grundsäze gebildet, deren Abgeschmaktheit sein Eigendünkel nicht einsah, und gegen die er keinen Widerspruch ertrug. Oft schien es als ob er des ganzen Kunstwesens spottete. Er verscheuchte aber diesen Gedanken bald wieder durch die Ernsthaftigkeit und die Verschwendung womit er sein Wesen trieb. So galt ihm z. B. eine Kopie so viel als ein Originalgemälde, und er schäzte die erstere sogar höher, indem, wie er sich sehr wizig auszudrüken vermeinte, doch Jedermann die Tochter der Mutter vorzöge. Seine Bestellungen trafen jeden, der ihm gerade in seiner Laune in den Weg lief, und beglükten häufiger die schlechten Künstler, als die guten. Die Guten, sagte er dann, wenn man ihm das vorwarf, finden von selbst Bestellungen. Diese Wichte aber haben's nöthig, um nicht Hungers zu sterben. Freilich muss-

ten diese Beglükten sich jede Demüthigung von ihm gefallen lassen, und sich zur Ausführung der bizarrsten Ideen hergeben, welche seine tolle Laune gebohren hatte. Aber manchem sehr mittelmäfsigen Künstler verrükte er durch seine Aufgaben und seinen Beifall noch mehr den Kopf, dafs er ein Meisterstük geliefert zu haben glaubte, wenn er nur für ein Meisterstük bezahlt worden war.

So häufig Ausschweifungen der Leidenschaften in Italien sind, so gerne man sie verzeiht, so selten sind ähnliche Verirrungen des Verstandes und der Grundsäze. Derglei-

chen Bizarrerien bleiben daher lange im Gedächtnifs des Volks, und der Name Bristol wird sobald nicht aufhören, ein abentheuerliches Gemische von Derbheit, Grofsmuth und Eigendünkel zu bezeichnen.

Ohne damit eine Aehnlichkeit der Karaktere bezeichnen zu wollen, wenn ich von

Lord Bristol auf den König Gustav III von Schweden überge, führe ich ihn nur darum an, weil sich sein Andenken sehr lange in Italien erhalten hat. Ein protestantischer König, und ein König von so vieler Popularität und Bonhomie war eine zu auffallende Erscheinung, als dafs sie so leicht hätte vergessen werden können. Noch jezt erzählen die Italiener daher gerne von dem Conte di Haga, unter welchen Namen er reiste, und sprachen mit Lachen von seiner Knauserei, wie sie ihnen vorkam. Sie machten die Spottverse auf ihn:

Il Conte di Haga
Tutto vede, poco intende,
Nissuno paga.

Lassen aber dem ungeachtet seinem Verstand, und besonders seiner Wifsbegierde alle Gerechtigkeit wiederfahren. Indefs ist doch eine, beinahe oft kindische, Lüsternheit nach den Schäzen des Süden nicht unbe-

merkt geblieben, und der herrschende Begriff von der Armseligkeit eines nordischen Königreichs dadurch bestätigt worden. Er reifste ohne allen äussern Glanz, sonderte sich oft von seinem Gefolge ab, und hieng sich dem nächsten Besten in den Arm, welchen er traf. So machte er, ohne dafs er erkannt wurde, mit einem jungen Schweden zu Livorno Bekanntschaft, und schlenderte mit diesem auf allen Kaffeehäusern und Strafsen umher. Die Landsmannschaft machte die Beiden sehr munter, und der Schwede erfuhr spät genug, nachdem er viel mit seinem Landsmann über die überflüssige Reise seines Königs gespottet, dafs es sein König selbst sei, dem er sich ergossen hatte.

In unserm Zeitalter ist der blósse Ruf der Ehrlichkeit kein beneideter Vorzug. Die Deutschen haben ihn in Italien, aber mit den Zusäzen, welche ihn sehr verkümmern. Der Grofstheil der Nazion thut uns die Ehr-

an, uns für gute Bursche zu halten, denen man trauen darf, sobald es nur auf Redlichkeit ankömmt, und nicht auf Kopf. Auf ihrem Theater machen wir eine erbärmliche Figur. Entweder ist der Deutsche ein besoffener Soldat, der sehr grofssprecherisch ist, wenig Muth besizt, die Sprache radbrecht, und immer tar Taif! (der Teufel!) flucht, oder er ist ein plumper, ungeschikter Bedienter, und, wenn's hoch kommt, ein Baron auf dem Lande, der hübsch bürgerlich zusammen bringt, was sich liebt. Nur in den verschiedenen Theaterstüken, welche die Italiener über die Geschichte Friedrichs des Grossen haben, spielen wir eine ehrenvollere Rolle. Aber die meisten Italiener wissen nicht, dafs die Preussen Deutsche sind, und so kommt uns auch nicht einmal die Grösse des grossen Königs zu statten.

Was den Ruf der Trinksucht betrift, in welchem die Deutschen stehen, so wird er

wirklich durch die vielen Glieder unserer Nazion gerechtfertigt, welche, entweder als Bekerknechte, oder als Soldaten in Italien leben. Der geringe Preis und die Güte des Weins verführt unsere Landsleute zum unmässigen Gebrauch desselben, und die wenigsten erreichen auch darum ein hohes Alter. Die vielen Deutschen, welche in Neapolitanischen Diensten stehen, sterben meist an der Lungensucht, indem sie sich beinahe von nichts anderm als von Wein nähren. Ein auffallendes Beispiel von Trunkenheit erregt in Italien Aufmerksamkeit, und der grosse Haufen, welcher immer nach dem Einzelnen schliefst, findet natürlich keinen Grund, seine alten Ideen über unsere Nazion zu ändern, wenn gleich die Gebildetern nicht so ungerecht sind, ein ganzes Volk nach dem Auswurf desselben zu beurtheilen. Sind doch auch wir unbillig genug gegen die Italiener, und sind doch die herrschenden

Begriffe, welche unter uns über sie im Umlauf sind, auch nur aus ungetreuen Berichten, nach Romanen, und nach den armen Teufeln gebildet, die sich aus Italien zu uns verlieren, und denen man wenigstens nachsagen mufs, dafs es ihnen nicht an Industrie fehlt, wenn sie gleich in der Wahl des Zweigs derselben nicht sehr ekel sind. —

Rom, den 8. Juli 1805.

Ich habe mich verschiedene male so lange in Rom aufgehalten, dafs ich Ihrer Forderung nicht mehr ausweichen kann, Ihnen etwas von den heutigen Römern zu erzählen. Die meisten Reisebeschreiber haben über den Ruinen, Gemälden und Statuen, und über den alten Quiriten die neuen so ganz vergessen, dafs es immer noch der Mühe werth ist, ein Karakterbild der leztern zu entwerfen. Ich mache mich zur Vollständigkeit desselben nicht anheischig, werde Sie aber doch auf manche Züge um so zuversichtlicher aufmerksam machen, da sich das, was ich Ihnen bemerke, durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse des Volks weit schärfer bezeichnet hat, als in andern Städten Italiens. Ein, blos von Priestern beherrschter, ziemlich ansehnlicher Staat; eine grosse Hauptstadt, welche den Mittelpunkt einer

Religion ausmacht, die die Menschen zu Brüdern, folglich an Sinn und Geist ähnlich zu machen den Zwek hat, und ihn vielleicht höchstens in ihrem nächsten Kreise erreichte; die Jahrhunderte lang ununterbrochen sich gleich bleibende Tendenz der Regierung; der laute Nachklang der Vergangenheit, wie er nirgends gehört wird, die Einwirkung des Bodens und Himmels — sehen Sie hier gedrängt, die Umstände vereinigt, welche aus den Römern das gemacht haben, was sie heutzutage sind — ein Volk voll Freiheitsinns, und sklavisch gehorsam in Politik und Religion; von starkem Karakter, und in niedriges Verderben versunken; voll Geists, und diesen nur auf Künste der Sinne verwendend; mit den Erinnerungen seiner alten Grösse die verächtlichste Gleichgültigkeit gegen die Forderungen höherer Bildung verbindend, voll geistlicher und Religionsverrichtungen, und doch in völligem Unglauben lebend;

mit dem gränzenlosesten Unglauben eine ausschweifende Devotion vereinigend; voll hohen Adels, und doch ohne Adelstolz. — Dies sind kurz die Züge im Karakter der heutigen Römer.

Wenn ich Ihnen diese näher entwickeln soll, so mufs ich Sie zuerst auf dasjenige aufmerksam machen, was die Religion in Rom ist; gerade aus demselben Grund, warum ich, wenn ich etwas über den Karakter der Engländer sagen sollte, bei ihrem Handel anfangen müfste. Religion und Handel sind der Keim, aus welchem sich der Geist beider Nazionen und beider Staaten entwickelt hat, Religion ist die Stüze, auf welchen das sonderbare Gebäude der römischen Regierung schon Jahrtausende durch ruht, und auf welcher es sich auch länger erhalten dürfte, als jede andere Staatsform. „Das Reich Gottes hat sich auf diesen Flek Erde herab gesenkt," sagte mir einst ein römischer Mönch, „und

dafs es im Himmel gegründet ist, beweise seine unveränderliche Dauer, welche alle Staaten Europa's neben sich niederstürzen, und in oft wechselnden Formen sich wieder erheben gesehen hat." Es hat sich durch die anscheinenden Widersprüche der Unveränderlichkeit seiner Zweke, so wie seiner Akkommodazion zu dem immer sich ändernden Geist der Zeit erhalten. Um seine Tendenz zu bewahren, schuf es sich zu seinen Beherrschern gleichsam eine neue Menschenklasse, die nur in derselben bestehen konnte, weil sie, selbst durch die Entbehrung der ersten Naturbedürfnisse, eine gewisse unnatürliche Erhöhung über die übrigen Menschen erkünstelt hatte, in welcher sie den Beruf und die Neigung zur Weltherrschaft finden mufste. Es war in derselben längst Grundsaz geworden, dafs, wer nicht zur Kaste gehöre, auch leicht derselben aufgeopfert werden könne; indem es ausser ihr

blosse Werkzeuge, keine Selbstzweke mehr gebe.

Ich will Sie nicht näher in den Geist dieses Systems hineinführen. Es steht ja seit Jahrtausenden da, und, obgleich längst durchschaut, noch immer fest gegründet. Aber was ist es um die Grundsäze, welche man öffentlich bekannte, und selbst zu befolgen das Ansehen haben wollte, damit Andre sich desto williger ihnen unterordnen möchten? Wo man das tägliche Beispiel vor Augen hat, wie man sich durch religiöse Verdienste in den ersten Rang der Menschen, in die Klasse der Ueberirdischen selbst hinauf schwingen kann, solte es doch lokend genug seyn, nach der herrlichsten aller Kronen zu streben? Aber eben darum, weil man sie so nahe sieht, ist ihr Reiz verloren, und hat Rom der Welt die wenigsten ächten Heiligen gegeben. Ferne von der Hauptstadt der Religion, in dem unschuldigen Wahne,

dafs der fromme Traum des gläubigen Herzens dort in seiner vollendetsten Wirklichkeit dastehe, rangen die einfältigen Dulder, die redlichen Arbeiter im Garten Gottes um den sauern Lorbeer, den ihr Verdienst erst nicht einmal allein zu bezahlen vermochte. In der Stadt, wo das Thor zum Himmel sich befindet, bekümmerte man sich wenig um den Eingang in dasselbe; denn täglich hatte man ja Veranlassung es dem Virgilschen Traumthor zu vergleichen, woraus die trüglichen Schlummerbilder heraus dünsten.

Die Zeit, wo man anders in der übrigen Welt dachte, ist vorüber. Weggehoben ist der blendende Schleier, überflüssig die wenige Vorstellung geworden, welcher man sonst noch benöthigt schien. Die Priester in Rom haben ihres Lebens kein Hehl mehr; laut sprechen sie's in Wort und That aus, dafs auch sie Sünder sind. Niemand ist in der Stadt welchen der fromme Betrug noch

täuschen könnte; der sich durch ein heuchelndes Auge betrügen liesse. So täglich hat man Gelegenheit die Trennung des Menschen vom Amte zu beobachten, und in dem segnenden Priester den sündigen Menschen zu erkennen. Zu laut freilich darf die Sprache des gesunden Menschenverstandes nicht werden; sie hat es mit einem Stande zu thun, welcher der herrschende ist, und findet in ihrer Unterwürfigkeit eine, eben nicht sehr beneidenswerthe, Bequemlichkeit, allein Neigungen zu folgen, so lange man die der andern nicht angreift. Armuth und Müssiggang haben die Weltlichen so tief erniedrigt, dafs sie gleichsam nur Geleitsterne der Himmelskörper ausmachen können, von denen sie Licht, Wärme und Leben empfangen. Ein grösserer oder kleinerer Kreis ist um jeden Geistlichen in Rom gebildet, der nur von seinen Bliken, seiner Freigebigkeit lebt, und ihm keine Forderung versagen darf,

welche die muthwilligste Lüsternheit nur immer machen kann. Da die Geistlichkeit im äussern Leben gewissen Bedürfnissen zu entsagen scheinen mufs, so erholt sie sich in der Stille dafür, und bringt das Gefühl der Pflichtlosigkeit durch den verstohlenen Genufs der verbotenen Frucht um so reichlicher ein. Wo es Alle so treiben, braucht sich keiner vor dem andern Gewalt anzuthun. Alle zusammen fühlen ja die Unmöglichkeit, durch Beispiel zu lehren, und können sich immerhin auf Leo X. selbst berufen, welcher, durch seine Behauptung, die Hierarchie sei so lange sicher, als man nur die Lehre, nicht das Beispiel derselben angreife, jede Ausschweifung zu sanktioniren schien.

Was hilft es, Ihnen alles zu sagen was jeder weifs? Gehen Sie nur mit mir in eine der Kirchen Roms, wenn gerade die höchste Feier der Religion der Sinnlichkeit einen

kurzen Stillstand gebieten sollte. Was sehen Sie aber im St. Peter, wenn der Pabst selbst die Messe liefst? Mit Menschen angefüllt ist der ungeheure Dom; doch Niemand achtet des betenden Oberpriesters. Wer sich hinzudrängt, thut es, den ganzen höhern Klerus zu mustern. In langen Reihen sizen die Bepurpurten hinunter. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Pläze. Aber warum sizen diese Leute denn alle hier beisammen? Sehen Sie irgend im ganzen Kreis ein Zeichen wahrer Andacht, und fällt es Ihnen nicht auf, wie Pius VI. mit seinem Beine koquettirt? Das heilige Kollegium selbst thut sich keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schönen empor, welche so oft schon im Konklave entschieden. Sie entblöden sich selbst nicht einmal, ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Höchste ausgesprochen wird,

sie durch einen zweideutigen Scherz lachen zu machen. Mit ernsterm Gesicht müssen des alten Roms Auguren ihr Spiel getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung Cicero's doch nur ein fader Spafs gewesen.

Alles diefs gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keinen Raum mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentirt sich, fragt nach der Familie, nach Stadt- und Weltneuigkeiten; Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, sie zu betrachten, zu loben und zu tadeln. Andre sind müde vom lange Herumgehen, und suchen sich Size auf, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die

frömmern Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der, heute in Galla gekleidet, im völligen Schmuk der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend empor gehobenen Finger flammt ein reicher Brillantring. Weit feuriger wird heute sein Fufs geküfst; und man vergifst sein rufsiges Bronzgesicht über den prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Begierig wird er betastet, da Petrus weit populärer ist, als sein Nachfolger, dem man sich so ungescheut nich nähern darf, und häufig entstehen zu seinen Füfsen Wortstreite über den Stoff aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff des Gebäudes steht ein Detaschement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehre, und vollendet die Täuschung, dafs man nicht in einer Kirche ist. Man fühlt auch nicht das geringste von dem, was sich einem doch in einem so herrlichen Gotteshause aufdringen sollte. So viele kom-

men, gehen, sizen, knien, und Alle zeigen sich in so mannigfachen Situazionen, die sich nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, dafs wenig Frivolität dazu gehört, um es hier wie die Meisten zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande; je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blicke die sie umher schiessen verrathen nur zu deutlich welchem Gott geopfert werden soll. Die Wenigsten wissen, was am Altare vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Gerücht in der Kirche fort. Der Kezer, welcher nicht knien mag, geniefst die schöne Ansicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, welche dem Herzen wohl thut. Aber auch kniend wird die Unterhaltung noch fortgesezt, und oft ist dies gerade der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, eine Verabredung zu treffen, wozu die Präliminarien bis jezt nur

durch ein Augenspiel geschlossen worden waren.

Dieses Gemälde, welches ich Ihnen aus einer grössern Darstellung der Art aushebe, die ich vorigen Sommer von den festlichen Tagen des 27. und 28. Juni entworfen habe, pafst auf alle gottesdienstliche Verrichtungen in Rom. Die Art, wie die Römer die Religion ansehen, ist bei allen ähnlichen Gelegenheiten einleuchtend, dafs es unbegreiflich scheinen darf, wie die Erzählungen der Pilgrimme, welche in frühern Jahrhunderten oft zu Hunderttausenden nach einer Stadt wallten, die damals der Schauplaz aller Verbrechen war, nicht früher zum Sturz des alten Gebäudes gewirkt haben. Alle Religionsfeste in Rom werden als blosse Schauspiele angesehn, denen man aus mancherlei Gründen den auffallendsten Glanz zu geben gesucht hat. Ihre Bedeutung ist verloren gegangen, das blosse Spiel der Sinne nur

übrig geblieben. Auf sie macht der Eigennuz seine Rechnung, wie bei jedem andern Schauspiel, und wenn der Pabst den Segen vom Balkon der Peterskirche herab giebt, die ganze Volksmenge auf dem Plaze derselben versammelt der gewichtigen Worte harret, so haben sich hie und da Wein - Liqueur - und Kuchenverkäufer unter der Menge angesiedelt, welche sich es herrlich wohl schmecken läfst, und oft sehr laut wird, bis der Pabst heraus kommt. Die Transteverîner allein zeichnen sich durch grössere Andacht, oder vielmehr durch handfestern Glauben etwas aus, wenn auch sie bei solchen Gelegenheiten gleich nicht die ruhigsten sind. Man dürfte vielleicht sagen, sie haben einen gewissen Nazionalstolz, der ihren übrigen Mitbürgern fehlt. Ihre Festlichkeiten sind mit mehr Verschwendung, obgleich mit weniger Geschmak, angeordnet; sie lassen sich kein Geld verdriessen, wenn

es darauf ankommt, einem Heiligen zu Ehren ein Feuerwerk oder eine Beleuchtung zu geben. Bei ihnen sind z. B. die Presepi um Weihnachten am häufigsten und schönsten, und sie haben ihre Freude daran, wenn man sich zu Schaaren bei ihnen einfindet, sie zu sehen.

Bei den übrigen Römern, darf man behaupten, herrscht völliger Unglaube. Aber er gleicht dem Unglauben desjenigen, welcher aus blossem Leichtsinn, nicht durch Nachdenken, gleichgültig geworden ist. Stellt sich ein allgemeines Unglük ein; geschieht ein Wunder, wie man dergleichen in den lezten Jahren mehrere geschehen sah, so stürzen auch sie nieder in den Koth, beten an, kreuzigen sich, schlagen sich an die Brust, heulen und schreien. Aber der Eindruk haftet nicht. So wie ihnen der Gegenstand aus dem Auge gerükt ist, lachen und spotten sie wieder über das, was sie so eben

als das Höchste verehrt haben. Pius VII. zeigt bei den Verrichtungen seines Amts ausserordentlich viele Andacht, und eine fromme Hingebung, die ihm in seiner Regierung recht gut zu statten kommen mag. Das macht grossen Eindruk: o come è santò! rufen sie von Herzen aus. Aber kehren sie ihm wieder den Rüken, so nennen sie ihn doch einen c — e.

Jeglicher sündigt frech darauf los; aber im Beichtstuhl liegt er zerknirscht vor seinem Geistlichen, und schwebt in der fürchterlichsten Gewissensangst, bis er die Absolution erhalten hat. Ist sie ihm geworden, so scherzt er selbst wieder über seine Schwachheit, und sucht sich mit denen, welchen ihre Beichtiger eine öffentliche Busse auferlegt haben, einen Spafs zu machen. Personen vom ersten Range müssen in diesem Falle oft in der Maske einer Brüderschaft betteln gehn. Der Römer, welcher

sich vortrefflich auf die Mumereien versteht, erkennt den Büssenden sogleich, und läfst seinen Muthwillen dadurch aus, dafs er ihm eine Menge Brods aufpakt, welches ihn beinahe zu Boden drükt.

Sie müssen mit mir eine Nazion verachten, die bei aller Anlage zu der höchsten Entwikelung menschlicher Kräfte, ein so verachtungswürdiges Schwanken zwischen zwei erbärmlichen Extremen äussert. Aber eine nähere Erkenntnifs Roms macht es unbegreiflich, warum sie nicht noch elender ist. Die Erziehung im allgemeinen ist die schlechteste die sich denken läfst. Wer nicht zu einem wissenschaftlichen Stande bestimmt ist, lernt kaum etwas anders, als was er für seine Rolle in der gesellschaftlichen Unterhaltung verstehen mufs. Dies ist Musik, deren Kenntnifs nicht leicht einem Römer fehlt, wefs Standes er auch immer sei. Die meisten singen, oder klüm-

pern auf der Guitarre, und der niedrigste Handwerksmann pflegt seine Zeit zwischen dem Gewerbe und dem Instrumente zu theilen. In den Schulen lernen sie gewöhnlich nichts anders, als die geistlichen Gebete und Gesänge abzuplärren, welche sie nothwendig verstehen müssen, um einen Plaz in einer Brüderschaft zu erhalten. Ausser dem Schulunterricht wird dann öfters in den Kirchen katechisirt; allein dogmatische Distinktionen und Spizfindigkeiten sind es, welche man im Kopfe der Kinder festzusezen sucht, nicht eine brauchbare Sittenlehre in ihrem Herzen. Der geistliche Stand thut sich über diefs in alle seinem Thun und Lassen so wenigen Zwang an, dafs er, wie schon oben bemerkt, durch gutes Beispiel gar nicht einmal wirken kann. Ja er vergiftet das was er lehrt durch seine Aufführung so sehr, dafs er nie das Zutrauen gewinnt, welches das erste Erfordernifs des geistlichen Füh-

rers ist, wenn er es sich nicht durch Intriguen zu erwerben weifs. Ich will nichts von der höhern Geistlichkeit sagen; die grossen Schaaren von Abbaten, welche in der Regierung angestellt sind, und die Trabanten der vornehmen Priester ausmachen, sollen auch nicht in Anschlag kommen; aber die Pfarrer der Kirchspiele und die Mönche dürften sich doch Fesseln anlegen müssen, um das Geheimnifs ihres Lebens nicht zu unvorsichtig zu verrathen. Wenn es irgend noch achtungswerthe Männer unter den Geistlichen in grösserer Anzahl in Rom giebt so sind sie freilich unter den erstern, den sogenannten Curati zu finden; aber ihre Zahl ist sehr klein. Die Mönche hingegen, besonders die Rauchern, Bärenhäutigen unter ihnen, sind, dem grössern Theil nach, die verworfenste Klasse von Menschen, ohne Religion und voll Aberglaubens: ohne Tugend und voll Stolzes; unwissend und be-

reit zu jedem schnöden Dienste. Die Almosen, die sie fodern, öffnen ihnen den Zugang in jedes Haus, und damit die Gelegenheit zur Verführung für sich und andere. Manche unter ihnen machen die Kuppler, und man will versichern, dafs man von diesen am besten bedient werde.

Ferne sei es von mir zu behaupten, dafs diese Schilderung der römischen Geistlichkeit ohne Ausnahme sei. Ich kenne ja selbst manchen wakern Mann in diesem Stande zu Rom, welcher sich ehrenvoll unter seinen Mitbrüdern auszeichnet. Aber im Allgemeinen ist es zuverlässig, dafs sich die bessern unter ihnen gewöhnlich nur den Wissenschaften ergeben, und ihr Verdienst selten darin suchen mögen, unmittelbar durch Lehre und Beispiel auf das Volk zu wirken. Dieses Bestreben führte ja höchstens nur zur Canonisation; Auszeichnung in Wissenschaften aber leitet zu den ersten Ehrenstellen der

Kirche. Für den höher strebenden Geist müssen die leztern heutzutage natürlich grössere Reize haben, als die unfruchtbare Strahlenkrone der erstern.

Wenn schon der Jugendunterricht die zarte Pflanze des Gemüths so sehr vernachläfsigt, und der Gärtner, welcher des Baumes warten soll, so saumselig ist, darf man sich wundern, wenn die Frucht so erbärmlich ausfällt? Dies ist aber noch nicht alles. Der Müssiggang nährt alle jene verdorbenen Keime zum Unkraut auf, dafs es um sich greift, und das Gute noch erstikt, welches vorhanden ist. Der ganze Gewerbsfleifs der Stadt schränkt sich auf einige Luxusartikel ein, welche hauptsächlich in den untergeordneten Erzeugnissen der schönen Künste, wie Mosaik- Gipsarbeiten und dergl. bestehen. Die, so sich damit abgeben, nennen sich Künstler, und erlauben sich jenen, wahrlich nicht unthätigen, Müssiggang des

Genies, wenn sie die leeren Stunden gleich nur mit platten Scherzen, hirnlosen Planen und Liederlichkeiten ausfüllen können, und nie den Gedanken an die Geburt eines wahren Kunstwerks in dem schwächlichen Geiste geahnt haben. Manche glauben sich durch angestammte Renten und Besoldungen zur Unthätigkeit berechtigt; den meisten aber giebt ihre Anstellung bei den Vornehmern reiche Zeit zum Nichtsthun, und zum Sinnen auf elende Handlungen. Das Beispiel der vielen Geistlichen, welche ihre Zeit auf die unverantwortlichste Weise vergeuden, wirkt mit, um die Neigung zu den Freuden des Müssiggangs zu erzeugen und zu erhalten. Aber auch in ihrem Nichtsthun erkennt sich doch die Grösse des römischen Karakters, die Lebhaftigkeit des Geistes der Nazion. Man geht spät zu Bette, und steht früh auf; man isst und trinkt mäfsig und schlecht, und erhält seine Heiterkeit, auch wenn man

in Gefahr ist Hungers zu sterben. Der gemeine Mann legt sich nicht nieder auf die Bank, seine leeren Stunden wegzuschnarchen. Nicht greift er zur Arbeit; aber er nimmt sein Saitenspiel in die Hand, scherzt mit seinen Nachbarn, und hängt den Vorübergehenden eins auf. Der Italiener spricht wenig von Politik, am wenigsten beinahe der Römer, und die Geschichten des Tages sind vielleicht das Einzige, was die Unterhaltung belebt. Da wird geklatscht wie in den kleinsten Landstädtchen unsers Vaterlandes; wird der Nachbar in seinen unbedeutendsten Handlungen beobachtet; wird sein Thun und Lassen mit einer Strenge, aber auch mit einem Wize bekrittelt, der ihnen freilich alles Recht zur Kritik zu geben scheint. Es kommt darum nicht leicht zu ernsthaften Auftritten. Man pflegt der benedetta malizia, wie mir einst eine Römerin sagte, mit Behaglichkeit, weil man weifs, dafs es andere auch so machen.

Alles dies hat das grosse Sittenverderben erzeugt, welches in Rom herrschend ist. Aber es ist gewachsen seit der lezten Revolution, weil das Elend bei einem gesunkenen Volke immer diese schrekliche Wirkung hervor bringt. Ganz allgemein ist es unter allen Ständen, und der Menschenfreund hat in dieser Stadt nicht einmal den Trost, doch wenigstens Eine Klasse von dem Verderben rein zu wissen. Von den Geistlichen habe ich Ihnen schon gesprochen. Nehmen Sie daher den höhern Adel. Es ist unangenehm in das Nähere einzugehn; aber werfen Sie mit mir einen Blik auf das schwächere Geschlecht, welches immer, treu wie ein Spiegel, die Fehler des Stärkern zurük wirft. Der Karakter der Messaline ist unter den römischen Damen noch nicht ausgestorben; Unersättlichkeit ein Hauptzug ihrer Wollust. Ausser dem Gatten hat beinahe Jegliche noch einen Liebhaber, und man dürfte froh seyn,

wenn ihr Einer genügte. Aber sie mufs deren immer mehrere haben. Einen, dem sie sich aus Leidenschaft hingiebt; einen andern, mit welchem sie im Publikum prangt; einen Dritten, dem sie aus Verhältnissen, um eine Intrigue durchzusezen, nicht ausweichen kann; einen Vierten, der beim häufigen Wechsel solcher Verbindungen je zuweilen alte Ansprüche geltend macht; mehrere Andere, welche die flüchtige Gelegenheit beim Haarschopf zu greifen gewufst haben. — Erschreken Sie nicht über diese lange Leiter von Liebhabern. Es sind keine sehr gefährlichen Leute. Sie vertragen sich alle recht gut mit einander; denn das gepreſste Herz macht sich höchstens durch ein feuriges Sonet oder ein beissendes Pasquill Luft. Die meisten unter ihnen sind sogenanntte Pasticcietti, welche man in Paris Elegants und Incroyables heifst, im alten Rom Faceti *), und im neuen Pa-

*) Quintil. L. II. c. 3.

stetchens genannt hat *). Dies sind allerliebste Bürschchens, für die es keine Neuigkeit und keinen Gedanken giebt, als den Wechsel der Moden und der Liebschaften. In den leztern sind sie nicht so lächerlich, wie in den ersten; denn die römische Sparsamkeit und Armuth kann der hüpfenden Göttin nicht immer schnell genug nacheilen, und macht dem wohlhabendern Fremden Spafs genug, wenn sie so erbärmlich einher hinkt. In weite, englische Reiterstiefeln sind manchmal ein paar dürre Beinchen getaucht, und die lange Weste umschleicht ein leichtes französisches Fräkchen. An den Füfsen, welche sich höchstens über einen Geigensattel schwingen mögen, flimmern gewaltige Sporen, und die Hand, für die eine Straufsfeder eine Last seyn möchte, stüzt ein gewaltiger Prügel. Das Geschlecht ist durch eine

*) Dies ist die Bedeutung des italienischen Worts: Pasticcietti.

lange Verdorbenheit gesunken, und häufig hat das Alter die welke Jugend mit Leichtigkeit ereilt. Aber so ein Männchen ist in allen Theatern und Gesellschaften, an allen Kirchthüren zu finden, schwebt beständig im Korso auf und nieder, schwingt sich gar zuweilen auf einen hohen Fäeton, und glaubt Wunder, wenn er so die Strasse zieht, auf welcher sich ehmals so mancher Triumphwagen in hoher Majestät einher bewegt hat. Selbstzufrieden blikt es über die andern Sterblichen weg, und träumt von seinen Siegen über — liederliche Weiber.

Vormittags wird die Messe besucht. Wohlweislich hat die Konvenienz diese Zeit für die schöne Welt bestimmt, weil man da das Recht hat, ohne Begleitung auszugehen. An den Thüren der Kirche lauern die süssen Pastetchens weltlichen und geistlichen Standes, bis die Schönen kommen, und sind sie angelangt, so ist ihr Angelegentlichstes, sich

ihnen gegenüber zu stellen, oder neben sie zu knien. Da beginnen dann die Verbindungen, welche um Mittag auf der Spazierfahrt im Korso fortgesezt werden, in den Abendgesellschaften und im Theater zur Vollendung gedeihen. Dies ist ungefähr das Tagwerk einer römischen Dame, so lange sie in der Stadt ist, und das dauert so fort, bis sie auf diesen gewohnten Schaupläzen ihrer Siege endlich die Erfahrung macht, dafs die goldene Zeit vorüber sei. Aber sie erscheint doch immer noch, um sich wenigstens mit den Erinnerungen der vergangenen Zeit gütlich zu thun. Denn jezt bleibt ihr nichts mehr übrig, als sich durch Geld und Erniedrigung Freuden zu erkaufen, welche sie ehmals so freigebig ausgespendet hat. In einer Stadt, wie Rom, fehlt es an Glüksrittern nie, welche gern ein altes Weib für die veränderliche Göttin auf der Kugel nehmen; fehlt es eben so wenigen Hagestolzen

und Monsignoren, die bereits über die Lebenshälfte hinüber sind; und giebt es noch immer handfeste Kutscher und breitschultrige Kapuziner, deren Geschmak nicht so ekel ist, wie der süssen Pastetchens.

Unter den Weibern der niedrigern Stände geht es eben nicht viel besser her. Freilich fehlen ihnen die Gelegenheiten, sich so öffentlich und so vortheilhaft zu zeigen, wie die Vornehmern ihres Geschlechts: aber sie suchen das einzubringen, so gut sie das können. Ihre Eroberung ist eben so leicht, wie die der Andern; nur werden Gunstbezeugungen häufiger von ihnen verkauft. Wechsel und Uebermafs im Genufs ist eben so gut ihre Leidenschaft. Sie sind vielleicht noch weniger zurükhaltend als die Ersteren, wenn man den Beweisen von Schaamlosigkeit glauben darf, welche man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Bei offenen Thüren, an der Hausthüre sizend, sich Läuse fangen

zu lassen, in der Gesellschaft nach Flöhen zu jagen, sich der Taschentücher der Männer zu bedienen, sind Freiheiten welche man sich täglich nehmen sieht. Denn die neuern Römerinnen sind in dem lezten Punkte nicht mehr so kizlich wie die Alten, bei denen es für einen grossen Fehler galt, nur überhaupt ein Taschentuch zu gebrauchen.

Bei der grossen Verdorbenheit des zweiten Geschlechts fällt es denn doch sehr auf, dafs man die Männer nicht mit so ängstlicher Sorgfalt um die Weiber bemühen sieht, als in andern Städten Italiens. Glauben Sie nicht, dafs sie sich diese anscheinende Vernachlässigung durch die Leichtigkeit zugezogen haben, mit der sie sich erobern lassen. Der Grund davon besteht, meiner Meinung nach, vielmehr darin, dafs die Liebhaber häufig durch die Verhältnisse ihres Standes zu einer gewissen Zurükhaltung gezwungen sind, welche nach und nach, bei der Mehr-

heit derer die dieselben Fesseln tragen, allgemein werden mufste. In grössern Zirkeln sizen gewöhnlich die Damen beisammen, und die Männer begnügen sich hinter ihren Stühlen mit Augensprache und flüchtigen Worten. Auch ist die Unterhaltung da um nichts freier, als in andern Städten Italiens; sie ist vielmehr eher gezwungener als in diesen. Vertraute Verhältnisse werden mit einem Anschein von Geheimnifs betrieben, welches die Rolle des Cicisbeo niemals allgemein werden liefs; aber dem ungeachtet für ein geübteres Auge leicht zu durchdringen ist. Schliessen Sie indefs daraus gar nicht auf eine höhere Zartheit solcher Verbindungen. Sie werden dem Auge der Welt entzogen, weil Heuchelei immer da herrscht, wo man Frömmigkeit zu suchen berechtigt ist, und die entfesselten Sinne ergiessen sich, wenn die Bande gesunken sind, in desto unbändigerem Laufe.

Nie zeigte sich das römische Sittenver-

derben auf eine auffallendere Weise, als während der Revolution. Sie hat dadurch auch einen so unterscheidend schmuzigen Karakter erhalten, welcher die wenigen redlichen Republikaner empörte. Nur die verworfenste Klasse beinah, darf man sagen, hat sich in derselben hervorgethan, und es ist traurig zu bemerken, dafs dies nicht, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern grossen Städten, die niedrigste Klasse der Bewohner war, sondern vielmehr ein Theil der mittlern, wo man sonst noch Tugend zu suchen gewohnt ist. Die elendesten Menschen hatten sich für die kurze Zeit zu den ersten Stellen des neugebohrnen Staates empor geschwungen, und es gab damals nicht Wenige in Rom, welche die Gemeinschaft der Weiber zum ersten Geseze der Republik erheben wollten. Die heiligsten Geseze der Natur und der Religion wurden da auf eine empörende Weise entweiht; denn in der

zügellosesten Ausgelassenheit suchte man das Heil und den Lohn der Freiheit. Einer hatte die Frechheit sich auf dem spanischen Plaze, in Gegenwart einer zu diesem Schauspiel versammelten Menge die Taufe abzuwaschen; ein Anderer legte sich mehrere Tage ins Bette, und lies sich für todt ansagen. Nach einiger Zeit stand er wieder auf, und verkündigte, dafs er aus dem Grabe erstanden sei, und nun den Nahmen Tisifonte trage. Kann ich Ihnen etwas abschreckenderes erzählen als eine Familienscene aus dem Hause eines der Häupter des neuen Staats, wo die Frau ihrem Manne vorwarf, dafs er ihre Tochter geschwängert habe, und er ihr antwortete: was hast du mir vorzuwerfen, da ich dich mit deinem Sohne und einem seiner Bekannten zusammen in Bette, in der schändlichsten Umarmung, angetroffen habe?

Wenden Sie das Auge weg von diesen

Zügen der abscheulichsten Verworfenheit, und erholen Sie sich in der Betrachtung so manches andern Vorzugs, den die Römer haben. Wenn man sich oft über ihren satyrischen Geist ärgern möchte, so mufs man doch noch häufiger über die Einfälle Pasquins und der Karnavalsmasken lachen. In jeder Gesellschaft, in die ich Sie führe, finden Sie einen oder mehrere Lustigmacher (Buffoni), die mit einer reichen Gabe von Wiz eine Gefälligkeit verbinden, welche auch das freiste Wort nicht im Argen aufnimmt. Ueberall treffen Sie Leute vom feinsten Sinne für Musik und andre schöne Künste, und Sie erkennen beinahe in jedem Römer das Recht seiner Vaterstadt, ein gültiges Urtheil über Gegenstände der Kunst zu fällen. Nehmen Sie dann noch die Freundlichkeit, mit der Sie, wo Sie auftreten, empfangen werden, und die grosse Gelindigkeit, womit man über Ihr ganzes Thun und Lassen ur-

theilt, und Sie werden St. Evremonds Ausspruch, dafs ein Weltmann — un honnêt homme drükt er sich aus — nur in Paris, London und Rom leben zu können, wenigstens für die leztere Stadt nicht so sehr übertrieben finden. —

Rom, 10. *den Jänner* 1804.

Es wird einem eigentlich schwer, in diesem Lande an den deutschen Winter zu denken. Und doch rufe ich mir die Erinnerungen an das theure Vaterland so gerne zurük, wenn ich ganz mit mir allein da size. Sie wurden in diesen Tagen wieder besonders lebhaft bei mir, da ich so Manches sah, was mich an die schöne Vergangenheit mahnte. Die Weihnachtstage werden auch hier auf eine Weise begangen, welche mit den deutschen Christfreuden Aehnlichkeit hat, und es giebt wohl nichts, was so schön für die Humanität der christlichen Religion zeugte, als der besondre Antheil, welchen sie in diesen Festtagen an dem zarten Alter der Kindheit nimmt. Sie erscheint dem jungen Weltbürger bei seinem ersten Aufblike so freundlich, so liebevoll, dafs der süsse Eindruk, welchen er empfängt, unmöglich

in aller Zukunft verlöschen kann. Sie knüpft ihn durch seine Eltern und Geschwister, die sie als Mittel der Weihnachtsfreuden gebraucht, aufs freundschaftlichste zugleich an sich selbst und an die Lieben an, welche ihm doch immer, so viele Guten er auch in der Welt finden mag, am eigensten angehören. Darum waren mir diese Tage auch da noch, als der Glaube an ein himmlisches Kindlein, welches sich mit den Weihnachtsgeschenken zu den irrdischen Kindlein herab senke, längst bei mir aufgehört hatte, immer die theuersten im ganzen Jahr. Sie erinnerten mich an so manche unschuldige Freude meiner Kindheit, so freundlich an die, welche sie mir gemacht hatten.

Besonders lebhaft wurden mir diese Erinnerungen am zweiten Weihnachtstage. Es war der schönste Frühlingsmorgen, welchen du dir denken magst. Der Winter wischt in diesem Lande die Blüthen der Natur nicht

so grausam hinweg, wie im Norden. Die Felder sind noch grün; mancher Baum hat frische Blätter getrieben, unzählige Pflanzen wachsen munter fort, und du kannst kaum einen Spaziergang machen, von dem du nicht eine Blume zurükbrächtest. Wir hatten eine Wanderung nach dem Grabmal der Cæcilia Metella gemacht. Unter den Trümmern pflückten wir Veilchen, und viel hätten wir darum gegeben, wenn wir unsere Lieben über den Bergen mit einem frischduftenden Strausse hätten erfreuen können. So trösteten wir uns mit dem blossen Wunsche, und mit dem Vergnügen, sie wenigstens mit der Beschreibung unsrer Freude zu erfreuen.

Ein so freundlicher Himmel muſs auch freundlich auf die Gemüther wirken. Er schliefst den Menschen nicht durch rauhes Schneegestöber in seine Wohnung ein, wo sich, wenn es draussen strürmt, so gerne und so leicht finstre Fantasien erzeugen.

Darum weifs man auch wenig oder nichts von den Weihnachtspopanzen, durch welche man die armen Kinder in so manchen Gegenden von Deutschland das Harren auf das menschenbeglükende Kindlein bezahlen läfst. So nahe als möglich suchte man sich die Bilder des Hirtenlandes zu rüken, in welchem der Erlöser gebohren wurde, und überredet sich gerne dafs überall Bethlehem sei, wo die Menschen des ewigen Heils bedürfen. Hirten aus der Gegend von Rom, und selbst aus den Bergen von Abbruzzo, kommen mehrere Wochen vor Weihnachten in die Stadt, um dem Santo bambino (dem heiligen Kinde) ihr Loblied zu entrichten. Zu der Schalmei und dem Dudelsak singen sie einen Gesang ab, welcher äusserst einfach und höchst rührend ist. So singend und spielend ziehen sie durch die Strassen, und gehen sie in die Häuser. Der nächste beste Tisch, welcher unter einem Madonnabilde

steht, wird da zum Altare umgeschaffen. Ein Licht, das auf demselben angezündet wird, vollendet die Verwandlung, und mit entblöfstem Haupte horcht man dem Lobgesang. Dies geschieht täglich in jedem Hause, bis das heilbringende Kindlein gebohren ist.

Schon vorher rüsten sich die Kirchen durch den höhern Schmuk, welchen sie anlegen, auf den Empfang desselben; die Säulen und Wände werden mit Tapeten überhängt; silberne Kerzen prangen auf den Altären; feierliche Processionen bereiten zu andächtiger Begehung der heiligen Tage vor. Am Weihnachtsabend sammeln sich Verwandte und Freunde beim Schmause zusammen, und häusliche Zirkel, welche durch Heirathen und andre Verbindungen getrennt worden sind, schliessen sich jezt wieder fröhlich zusammen. Mütten und Väter finden sich mit ihren Kleinen im Hause der Grofseltern ein, und

die Geburtsstunde des Erlösers wird so durch die unschuldigsten Familienfreuden gefeiert. Um die Zeit bis zur Mitternacht hin zuzubringen, unterhält man sich mit den Kindern, denen zu lieb ganz allgemein das Gänsespiel, wie bei den alten Römern während der Saturnalien, um Nüsse gespielt wird.

Nach Mitternacht beginnen die Glocken in ganz Rom zusammen zu läuten. Denke dir die vielen Kirchen der Stadt, und du wirst dir einen Begriff von der sonderbaren Musik machen. Zugleich entsteht auf allen Strafsen die lebhafteste Bewegung. Alles was Beine hat eilt nach den Kirchen. Denn beinahe jede giebt diese Nacht eine Musik zum Besten, welche entweder durch wirkliche Schönheit entzükt, oder durch ihre Sonderbarkeit merkwürdig wird. In einer z. B. wurde sonst immer ein Oratorium gegeben, in welchem man die ganze Bewegung, welche in der todten und lebendigen Natur bei der

Geburt des Erlösers entstanden ist, auszudrücken suchte. Das Schreien der Esel, das Mekern der Ziegen und Schafe, das Gebrülle der Ochsen, das Geschwirr der Vögel, die durch den überirdischen Glanz aus dem Schlafe aufgewekt wurden, alles das hatte man in Tönen darzustellen gesucht.

Am lebhaftesten aber ist die Bewegung nach der Kirche von Santa Maria maggiore. Obgleich auf einer sehr entfernten Seite der Stadt gelegen, versäumt es doch nicht leicht Jemand, dahin zu wallfahrten. Selbst die Landleute aus der Nähe von Rom kommen herein, die heilige Wiege zu sehen, welche nun durch den frommen Glauben einer Spanierin in neuem Glanze wieder hervorgegangen ist. Erst gegen Morgen beginnt die Funkzion, und bis dahin sind die Thüren verschlossen. Man hat die ganze Nacht gewacht, und sich daher vor der Zeit aufgemacht, um nach der Kirche zu kommen.

Viele wohnen auch so entfernt, dafs sie unmöglich die Zeit genau nach dem Wege abmessen können. So geschieht es dann, dafs sich schon eine grosse Menschenmenge eingefunden hat, ehe die Thore eröfnet werden. Man ist in Rom gewohnt, die Gegenstände gerne in Kunstrüksichten zu betrachten, aber diese Nacht begünstigt jene Art zu sehen ganz besonders. Auf den Treppen der Kirche herum lagern sich die Harrenden in den mannigfaltigsten Stellungen, welche der Schlaf oder die Kälte der Nacht gebietet. Zwischen den Schläfern hindurch bewegen sich diejenigen, welche entweder zu Hause schon geschlafen haben, oder durch ein fröhliches Nachtessen von innen erwärt, sich der kalten Nacht erfreuen. Um diese schliefst sich eine Wagenburg von Kutschen, alle mit Schläfern angefüllt. Ist nun die Nacht helle, vielleicht gar Mondschein, so gewinnt dieser Plaz eine so malerische Wirkung, dafs

die Ansicht durch das grosse Gebäude der Kirche selbst, den nahestehenden Obelisk, und durch den Blik auf die, in ernstes Dunkel nach und nach verschwindenden, Hintergründe Roms wie zu einem Fantasiebilde erhöht wird.

Du erinnerst dich m. B. mehrerer meiner Briefe, in welchen ich die Gesichtspunkte festgesezt habe, aus welchen in diesem Lande dergleichen Kirchenfeste angesehen und geprüft werden müssen. Auch diese Nacht, mit ihren frischen Winterlüften, lähmt die Federn der Freude nicht, und in der Ungeduld, bis das Heil erscheint, wird vielleicht mehr gesündigt als es versöhnen mag. Manche sind voll süssen Weins hergekommen *), und vertreiben sich die Zeit damit, dafs sie die

*) Im Hollsteinischen heifst der Weihnachtsabend der Kullbuuksabend, der Vollebauchsabend, und in Rom verdient er bei Manchen denselben Nahmen.

Scenen der vergangenen Nacht ärgerlich genug wiederkäuen, oder gerade diese Stunden des Dunkels und der Mattigkeit dahin benuzen, um Verhältnisse zu geniessen, welche vor wenigen Augenbliken nur durch Augenwinke angefangen worden waren.

Mit noch mehr Verwegenheit werden diese Scenen fortgespielt, wenn sich die Thore der Kirche endlich eröfnet haben. Alles drängt sich in denselben zusammen, und die allgemeine Verwirrung bietet die schönste Gelegenheit dar, auf einige Zeit der Begleitung los zu werden, welche bis jezt beschwerlich gebunden hatte. Die Kirche ist bald von der Menge gänzlich angefüllt, und es wird schwer, wen man verlohren hat, wieder zu finden. Das Gedränge ist so grofs, dafs kaum die vertraulichste Stellung verdächtig ist, da sie hier so häufig durch den Zufall entsteht, und so beides die Entschuldigung für sich und die Versuchung zur Folge hat.

Alle suchen sich dem Hochaltare zu nahen, auf welchem die Wiege steht. Um denselben her schliessen sich die Andächtigen in einem bunten Kreise zusammen, und Betende und Lachende, Stehende und Kniende, Liebäugelnde und Schlaftrunkene sind so sonderbar durcheinander gemischt, dafs, wer von heiligen Symbolen auch noch so tief durchdrungen ist, bei einem Blik auf dieses komische Spiel von Gedanken und Gefühlen sich kaum eines Lächelns über den Eifer enthalten kann, womit die Menschen einander und sich selbst zu betrügen bemüht sind.

Die Weihnachtstage werden besonders durch Schmausereien gefeiert. Ob man gleich dem Italiener in seinem gewöhnlichen Lebensgang Unmäfsigkeit nicht zum Vorwurf machen kann, so ist doch zuverlässig, dafs er bei gewissen Gelegenheiten viel weiter über die Linie hinaus stolpert als andre Na-

zionen. Und dies thut er am häufigsten, wenn ihn die Tage des Müssiggangs und der Ruhe am aller wenigsten dazu berechtigen. Solche festlichen Tage sind es daher hauptsächlich, an welchen die Tafel mit einem Ueberfluſs beladen wird, in welchem sich bereits der künftige Mangel erkennen läſst. Kein Lekerbissen ist dem Römer da zu theuer; keine Schüssel zu grofs; er verschlukt an Einem Essen die Nahrung eines Monats.

So sehr freilich die laute Fröhlichkeit, zu welcher es bei solchen Gelegenheiten kommt, der Ruhe und Stille entgegen ist, womit der erste Weihnachtstag begangen werden soll, so ist dies doch Niemand neu, welcher es weifs, wie die Menschen überhaupt ihre Götter zu feiern pflegen. Aber einem Fremden, welcher Rom als den Zentralpunkt der katholischen Religion ansieht, fällt es im höchsten Grade auf, wenn er am zweiten Weihnachtsfeiertage alle Buden geöfnet, und in

denselben die Thätigkeit der gewöhnlichen Zeit bemerkt. Weifs er auch gleich, dafs der römische Kalender beinahe ganz roth gedrukt ist, und der Staat zu Grunde gehen müfste, wenn man alle Heiligen feiern wollte, so kann er sich kaum von dem Erstaunen erholen, einen Tag so entweiht zu sehen, welcher doch in der ganzen Christenheit als ein heiliger Tag begangen wird.

Jeder hat indes die Freiheit dem eigenen Sinne zu folgen, und seinem Schöpfer durch Müssiggang oder Arbeit zu ehren. Im Ganzen aber erlaubt man sich in diesen Tagen doch mehrere Erholungen, zu welchen die verschiedenen geistlichen Schauspiele einladen, welche gegeben werden.

So läuft in diesen Tagen alles nach den Presepi. (Krippen.) Die Unterhaltung dreht sich häufig um sie herum. Wo der schönste Presepio sei? Wodurch er sich vor dem der Andern auszeichne? Wer vergangenes

Jahr den schönsten gehabt habe? Wie die damalige Witterung die sonderbarsten Effekte auf denselben hervorgebracht habe. Dies sind die Punkte, welche in diesen Tagen allgemein abgehandelt werden, und woran besonders auch die Kinder den lebhaftesten Antheil nehmen. Man verabredet sich in Gesellschaft, die Wallfahrt nach diesen heiligen Orten herum zu machen, und ich will mir denken, mein Bester, dafs auch wir sie mit einander antreten. Ich führe dich zu dem Presepio, welcher lezte Weihnachten den Ruhm hatte, der schönste zu seyn.

Wir wandern durch eine Menge enger Strassen gegen die Tieber zu. Endlich kommen wir in ein Gäfschen, über welches mehrere Gerüste in der Höhe einen Schatten verbreiten, der eine Vorbereitung auf das ist, was wir sehen werden. Wir steigen mehrere Treppen bis in den höchsten Theil eines Hauses hinauf, und werden da von

einem freundlichen Manne empfangen. Er hat das Wunder hervorgebracht, und freuet sich nun des Beifalls, welcher ihm hier in allen Zungen zu Theil wird. Wir werden von ihm in ein geräumiges Zimmer geführt, das mit alten Tapeten so gut wie möglich herausgeschmükt ist. Wo die Fenster waren, sind plumpe Erdklumpen aufgethürmt, welche hohl sind, und verschiedene Oefnungen ins Freie haben. Was zuerst den Blik auf sich zieht, sind elende Figuren von Hirten, Schafen und dergleichen, die im Innern dieser Höhle — das soll sie seyn — in den verschiedensten Stellungen sich zeigen. Schon möchten wir uns beinahe darüber ärgern, dafs wir uns einer solchen Kinderei zu lieb herbemüht haben, so werfen wir den Blik hinaus ins Freie, wie er sich durch die Höhle eröfnet. Aber wie grofs ist dann auch unser Erstaunen, eine weite Aussicht in ein fremdes Land vor uns zu sehen, welches

sich mit aller möglichen Wahrheit vor dem Auge hinauszieht, worin Bäche mit grünen Auen, Seen mit dicken Wäldern, Gärten und Ruinen abwechseln — überhaupt eine Schäfernatur sichtbar ist, welche man in Italien nicht findet. Das Ganze verliert sich in blaue Fernen, um die sich der Dunstflor der italienischen Berge malt, und worüber sich der blaue Horizont mit der Sonne wölbt, welche in dieser Nachbildung mit dem Wechsel der Tageszeit die schönsten Effekte hervorbringt. Diese Zauberperspektive ist die sonderbarste Vermischung von Kunst und Natur. Jene Berge sind eine nur wenig bemalte Holztafel; aber in einer Entfernung von etwa zwanzig Fufs, und bei der Wirkung welche die Sonnenstrahlen durch das Medium von Luft auf sie, wie auf die wirklichen Berge, hervorbringen, stellen sie die Natur so getreu dar, als es immer möglich ist. Die grünen Gefilde sind lebendiges Moos,

die Bäume grünende Zweige, jener See ist eine matte Spiegelscheibe, welche die Sonnenstrahlen auffängt, und Felsen und Ruinen sind aus Korkholz geschnizt. In der ganzen, aus unzähligen Bretern zusammengesezten Perspektive herrscht ein ganz eigener orientalischer Karakter, den wohl einst ein frommer Pilgrim treulich auf seiner Wallfarth aufgefaſst, und in solchen Bildern darzustellen gewuſst hat. Denn schon aus frühern Jahrhunderten schreiben sich diese Presepiher. In einigen Familien hat sich die Kunst sie zu verfertigen fortgepflanzt, und der geschikteste Künstler ist nicht im Stande nachzubilden, was eine rohe Hand aus alter Uebung hier hervorbringt. Kaum kannst du dich losreissen von diesem Kunstwerk, das an Wahrheit und Täuschung alles andre übertrift, was man nur in diesem Fache sehen kann. Du kannst dir daher wohl denken, wie die schaulustigen Quiriten, die all-

gegenwärtigen Fremden, mit so vieler Andacht die Wallfarth zu diesen Presepj verrichten, auf welcher man noch überdies manchem schönen Abenteuer begegnen kann. Denn in Rom pflegt man Alles zu nuzen, was die günstige Stunde beut, und es kann nichts so Merkwürdiges, so Heiliges geben, was den Hang zur Freude nur auf einen Augenblik unterbrechen könnte.

So kommt denn der Neujahrstag heran, der in aller Stille über die alte Stadt hervorbricht, welche schon so manchen Jahreswechsel gesehen hat. Kein Lärmen, wie bei uns, feiert des Jahres erste Stunde. Ruhig läfst man den Tag anbrechen, und seine Feier besteht nur in der freundlichen Sitte, seine Freunde und Bekannten mit einem Blumenstraufse zu bedenken. Vor jedem Fenster ist an diesem Morgen einer aufgestellt; Jedermann hat einen in der Hand, womit er spielt, und die Sitte macht um so grössern

Eindruk, da die Römer sonst gar keine Freunde von Blumen sind.

Wie das aber wohl thut, schon in diesen Tagen, wo der Winter noch schwer bei Euch über der Erde liegt, die Kinder des Frühlings in Fülle zu sehen, kannst du dir vorstellen. Wie gerne folgt man der Landessitte, und schikt auch an seine Freunde einen Blumenstraufs. Wie gerne hätte ich dir einen gesandt, wenn er eben so schnell, wie meine Gedanken, zu dir hätte fliegen können!

Du siehst, wie fröhlich bisher die Weihnachtsfeier gewesen ist, wie sie so gar nichts, als Bilder des Frohsinns und des Glüks darstellt. Allein am Vorabend vor dem Dreikönigstag ändert sich die Ansicht, und die finstern Ueberbleibsel der alten, dunklen Jahrhunderte werden sichtbar. Diese Nacht hängen die Kinder ihre Strümpfe in den Kamin, um den folgenden Morgen etwas darin beschert zu finden. Jedermann kauft etwas,

um Morgens seine Kinder oder seine Freunde damit zu erfreuen. Darum sind alle Buden, besonders die wo Efswaren verkauft werden, so prächtig herausgepuzt, als es die Leute nur immer verstehen. Der römische Kunstverkehr zeigt sich auch hier in einer geschmakvollern Anordnung, als ich sie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern Städten Italiens gesehen habe. Jede Wurst, jeder Schinken soll eine bedeutende Gestalt erhalten. Selbst die Butter wird in Gipsformen zu mancherlei niedlichen Bildern gegossen, und den Eingang der Bude bewacht ein grosser Sphynx, der, statt aus Marmor, aus Butter gearbeitet ist.

So wie es dunkler ist, verändert sich die Scene. Den Tisch vor jeder Bude besteigt ein altes Weib, oder ein Junge, denen man das Gesicht schwarz gefärbt hat. In seiner Hand hält der Popanz ein langes Schilfrohr. Sein Amt ist, die abscheulichsten Grimassen

zu schneiden, und es ist glaublich, dafs ein römischer Strassenjunge sich dieses Amts gewifs in gröfsten Ehren entledigt. Vor diese Popanze führt man die Kinder. Durch sie sucht man sie in Schrecken zu sezen; sie zeigt man ihnen, und bemerkt dabei, dafs der Popanz kommen würde, wenn sie wieder ungeschikt wären.

So, mein Bester, schliessen sich die muntern Weihnachtstage gerade so unangenehm, wie sich eine heitere Gesellschaft durch einen unglüklichen Scherz endet. Aber so ist es ja auch bei Euch, und ist es überall nach grosser Freude. Unsre Kinder haben sich ja nach Weihnachten auch alle den Magen verdorben.

Rom, 15. *den Februar* 1804.

Was heutzutage noch von eigentlichem Cicisbeat übrig ist, findet sich mehr im obern Italien als im untern, ohne dafs dieses darum, in Bezug auf sittliche Verhältnisse, einen Vorzug vor jenem hätte. Auch nur dort finden sich die Ausdrüke für den Ehrenmann, welcher das Supplement der Ehe ausmacht, und der beständige Begleiter der Dame ist, ob ihn gleich dazu nichts anders als die Verdorbenheit der Sitten berechtiget. Der Nahme Cicisbeo ist beinahe ganz aus der Mode gekommen; man bezeichnet ihn artiger mit dem Ausdruk: dienender Ritter, (Cavaliere servente,) und nennt ihn in Genua z. B. il Patito; in Venedig il Mascherotto, und an andern Orten anders. Was er ehmals war, weifs Jedermann; heutzutage hat er sich in der Regel modernisiert, ist unbeständiger und anspruchsvoller geworden.

Wie dieser Karakter entstanden ist, darüber sind die Italiener selbst nicht einig. Schon bei Bandello kommt eine Dame mit ihrem Compagno d'onore vor, welcher, wie aus dem Zusammenhang erhellt, nichts anders als ein Cicisbeo ist, und man sieht aus diesem Ausdruk, dafs damals bereits die Begleitung des Gatten nicht mehr die ehrenvollste für eine Frau war. Offenbar aber ging diese Sitte aus den Zeiten hervor, in welchen sich die Frauen kaum ausser dem Hause sehen lassen durften, wie zum Beispiel ums Jahr 1522 in Rom, wo eine Verheirathete nur an gewissen Tagen des Jahres, die im Ehekontrakt festgesezt waren, ihr Haus verlassen konnte. Als diese Sitte anfing zu drükend zu werden, und die Männer dennoch ihren Weibern nicht mehr trauten, als vorher, liessen sie sie nicht anders, als unter Begleitung eines Mannes, auf den sie sich verlassen zu können glaubten, sich

öffentlich zeigen, und man fand einen solchen sehr leicht unter den vielen ehelosen Verwandten des geistlichen und weltlichen Standes. Wie diese im Anfang ganz unschuldige Sitte nach und nach ausartete, begreift jeder, der den Gang der menschlichen Dinge kennt; aber zuverlässig war er denjenigen ganz unbekannt, welche das Cicisbeat aus einer gewissen Familienpolitik, alte Geschlechter nicht aussterben zu lassen, herleiten wollten. Einzelne Fälle, die ich gar nicht läugnen will, berechtigen noch nicht zu einer solchen Schlufsfolge.

Ein Cavalier servente im alten Styl, wie er sich wirklich noch hie und da findet, ist ein sehr geplagtes, unglükliches Geschöpf. Alfieri läfst in seinen Satyren einen solchen Veteran, den er

tra i Serventi il Cavalier Decano

nennt, sich bitterlich über sein Amt beklagen.

Intronato l'orecchio dai garriti
Ch'odo la sera dalla dolce Dama
M'alzo il mattino a nuovi oltraggj e liti:
E corro a lei in fretta, che nulla m'ama,
Ma un po' mi soffre per velar gli astuti
Suoi raggiretti, che torrianle fama.
Non glie la tolgo io, no, che dai canuti
Parenti suoi son giudicato degno
D'insegnarle del mondo le virtuti.
E ciò più fammi del suo amore indegno;
Ch'oltre all'esser maturo, esser concesso,
Frutto non son da femminile ingegno.
Ad ogni suo voler pronto e sommesso,
Mezza grazia appò lei così ritrovo;
Ma farmi tocca amari ufficj spesso.
Ogni giorno mi nasce un dover nuovo;
Andar, venir, portar, cercar, condurre,
E sempre udirmi dir, ch'io non mi muovo.
E guardi il ciel, se avvien ch'io ne sussurre;
Tosto veggio infiammarsi in fuoco d'ira
Le non benigne a me pupille azzurre.

Ne già il mio cuor per lei d'amor sospira;
Ma il mio decoro vuol, che alla più bella
Jo serva, e l'ozio innato a ciò mi tira.

So klagt der arme dienende Ritter, und können Sie ihm Ihr Mitleiden versagen?

Heutzutage indefs hat man diesen Ritterdienst weit angenehmer gemacht. Die Verbindung wird nicht mehr durch die ältern Glieder der Familie, oder durch den Gatten gestiftet, sondern sie ist die bequemste Art geworden, ein Liebesverständnifs zu unterhalten. Der dienende Ritter findet sich beim Lever der Dame ein, ist bei der Toilette zugegen, hat gewöhnlich sein Couvert bei Tische, und begleitet sie Abends auf der Spazierfahrt ins Theater und an den Spieltisch. Sie sehen dafs man unzertrennlich ist, und der Gatte seine Frau nur dann aus der Hand des Cicisbeo zurükerhält, wenn sie von den Zerstreuungen des Tages ganz ermüdet ist. So dafs es also Albergati in sei-

nen Comödien gar nicht übertreibt, wenn er sagt: „Das Cicisbeat ist nichts anders, als „ein maskirter Ehebruch.“

Ueberhaupt geben die Schriftsteller Italiens selbst die richtigste Ansicht dieses Verhältnisses. Nehmen Sie z. B. folgende Stelle aus einem Lustspiel von Gherardo de Rossi, il secondo giorno del matrimonio (der zweite Tag der Ehe) wo ein alter Marquis der jungen Frau erklärt, dafs sich ihr Gatte nicht darüber beklagen könnte, wenn sie den Grafen, ihren ehemaligen Anbeter, zum dienenden Ritter erwählte.

„Der Marquis. Verzeihen Sie, Madame, Ihr Gemahl kann sich nicht darüber beklagen. Der Graf ist nicht mehr sein Nebenbuhler; er war es, als Hyacinth (ihr Gemahl) Ihr Liebhaber war. Jezt aber, da Hyacinth Ihr Gatte ist, darf er ihn einmal nicht mehr als seinen Nebenbuhler ansehn, und Ihr Herz kann dem einen sehr gut seine

Stelle als Gatte, und dem andern als Liebhaber anweisen.

Eugenia. Aber, mein Herr, das menschliche Herz ist nur Eines, und kann nur Einem angehören.

Marquis. Da bitte ich recht sehr um Verzeihung. Sie irren sich, Madame. Stellen Sie sich vor, das Herz einer schönen Frau sei wie ein grosser Palast. Die Liebhaber bewohnen darin die verschiedenen Gemächer, und der Gemahl sein Erstes, welches übrigens nicht zu grofs seyn darf; er könnte zum Beispiel den Entresol bewohnen."

Sehen Sie hier, mein Freund, den Begriff, welchen die grosse Welt in Italien von diesem Verhältnifs hat. Bedauern Sie übrigens die Ehemänner nicht zu sehr wegen ihres Unglüks. Die Lektion, welche hier der Marquis giebt, hat seine Frau auch erhalten und benuzt. Ist einmal der erste Erbe da,

und oft noch früher, so ist dem Gatten die Fessel der Ehe zu beschwerlich, und er will, wie jener französische Herzog sagte, le moins marié qu'il est possible seyn. Bringt daher eine Frau auch bessere Begriffe in die Ehe, so werden diese bald durch die Vernachlässigung ihres Gatten umgekehrt, und sie sucht sich dafür auf eine ähnliche Weise zu entschädigen.

Wollen Sie noch weiter hierüber die Urtheile der Italiener hören, so will ich Ihnen eine Stelle aus den Briefen des Grafen Albergati an den Ab. Compagnoni *) anführen.

„Erschreke nicht, mein Freund," schreibt er, „dafs man nicht von der ehelichen, ge-
„sezlichen Liebe sprach, welche man in
„glänzenden und lebhaften Gesellschaften
„zur Rede zu bringen nicht die Zeit verlie-

*) Lettre piacevoli. Modena. 1791. und auch in der vollständigen Sammlung von Albergati's Werken.

„ren mag. Es ist ja schon lange entschie-
„den, dafs diese ehliche Liebe nicht exi-
„stiert, oder, wenn sie sich zufälliger Weise
„in einem Winkel der Erde befindet, so
„mufs sie sich verbergen, sich schämen, und
„sogleich entfernt werden, wenn sie entdekt
„wird. Unter Gatten — dies ist der Kanon
„der schönen Welt — unter Gatten ist eine
„gegenseitige Achtung, und jene kalte, matte
„Freundschaft hinreichend, welche beinahe
„um einen halben Grad über die Nächsten-
„liebe geht. Die wahre Liebe entsteht und
„wächst nur unter Männern und Weibern,
„die nicht durch das heilige Band gebunden,
„nicht durch das, vor dem Altare Gottes
„gegebene Wort, und durch den Segen eines
„armen Priesters gefesselt sind, welchen man
„sehr auslachen würde, wenn man Glauben
„an dieses Wort verlangen wollte. Prospe-
„ro's Weib kennt kein andres Band, als
„welches sie an Petronillen's Gatten knüpft.

„Ja, wenn man auf Spaziergängen, oder an „andern öffentlichen Orten diesen oder jene „bezeichnen will, so sagt Niemand, diese ist „Ns Weib, jener ist der und der Gatte; Nie- „mand würde ja dies verstehen. Man sagt „daher: dies ist die Frau welche Herr N. N. „als dienender Ritter hat; dann weifs Jeder- „mann wo er daran ist.“

Alles dieses gilt hauptsächlich von den höheren Ständen, wo der Cicisbeo noch oft in die Bedingungen des Ehekontrakts kommt. Es ist darum in den niedrigen nicht viel besser, nur dafs die Unverschämtheit in dergleichen Verhältnissen bei jenen grösser ist. Ich will meinen Brief daher noch mit einer Stelle aus Albergati's Lustspielen schliessen, in welchen wirklich durchgängig reine, moralische Grundsäze herrschen. Ich mufs sie in der Ursprache hersezen, weil die unsrige, bis jezt wenigstens, Gott gebe dafs es so bleibe! — noch nicht so fein unterscheiden gelernt hat.

„*L'amore fralle persone basse maritate dicesi aver una pratica, e si gastiga. Fralle persone mezzane dicesi far all' amore, e se ne mormora; fralle persone civili, dicesi trattar una donna, e si tace. Ma fralle persone nobili l'amore chiamasi servir una Dama; e su questo amore non cadono mai nè accuse, nè mormorazioni, nè condanne.*“

Rom, den 6. *Mai* 1804.

Es ist freilich keine neue Bemerkung, dafs die italienische Sprache unter die reichsten in Europa gehört. Der Beweis hievon darf aber nicht allein aus Wörterbüchern geführt werden, indem diese nur die gröbsten Belege liefern, und den Tonreichthum einer Sprache unmöglich bezeichnen können. Es wäre übrigens der Mühe werth, diesen Gegenstand ganz auszuführen; mir mangelt dazu Ruhe, Apparat und Kenntnifs. Indefs will ich es versuchen, Sie auf einige Punkte aufmerksam zu machen.

Man behauptet, und mich dünkt mit allem Recht, dafs die Ausbildung der Prose den Triumph einer Sprache ausmacht, und hat es gewifs den Italienern zu gutmüthig auf ihr Wort hin geglaubt, dafs sie im Besiz dieses Vorzugs seien. Man sehe einmal den

Boccacci *) an, welcher ihnen für ein Muster von schöner und fliessender Prosa gilt, und urtheile. Offenbar hat das Studium der lateinischen Sprache, in deren Schoos sich ihre Tochter, die italienische, so gerne geflüchtet, diese verdorben, indem man in der römischen Literatur sich Vorbilder wählte, die auf den einfachen Erzählungston z. B. wie ihn Boccacci bedurfte, nicht vortheilhaft wirken konnten. Cicero's Reden konnten, so schön und vortheilhaft sie sind, nur Schlimmes stiften, indem die ernste würdige Haltung, der strenge logische Faden, das Zusammenfassen einer Menge von Kettenideen auf Einen Punkt, zwar sehr gut für einen öffentlichen Redner, aber wahrlich nicht für einen schlichten, gefälligen Erzähler mun-

*) Es ist von neuern Schriftstellern mit Grund erwiesen worden, dafs er eigentlich Boccacci, und nicht Boccaccio heifst.

terer Begebenheiten pafste. Daher die langen Einleitungen, die endlosen Perioden, die vielen Zwischensäze, und das schwerfällige Aufeinanderhäufen von Participien, welches dem unbefangenen Leser in dem genannten Vater der italienischen Prose, jeden Augenblik beschwerlich wird. Auch erkennt sich jene Nachahmung oft genug in der Armuth von Wendungen, wovon ich Ihnen aus Boccacci nur Eine Stelle anführen will. „Es „starben so viele, dafs es zum Erstaunen war „es nur zu hören, ich will nicht sagen zu „sehen: perchè quasi di necessità „cose contrarie a' primi costumi de' „cittadini nacquero tra coloro, li „quali rimanean vivi." Ist es möglich sich unbehülflicher auszudrüken, als hier geschehen ist?

Diese Fehler haben übrigens noch manche andre Gründe, besonders aber die unvernünftige Gözendienerei gegen die Dichter,

deren Sprache zu sehr in die Prose übergegangen ist, und dieser manchmal einen unerträglichen Schwulst gegeben hat. Stellen, wie diese: se sotto i fiori di una graziosa dimanda si nascondesse mai il maligno serpe di pretendere u. s. w. welche ich aus der Prose eines gerühmten literarischen Blattes aushebe, sind nicht selten, und ich wollte Ihnen aus den besten Schriftstellern ähnliche genug anführen.

Bei diesen Fehlern nimmt es der Italiener darum gar nicht leichtsinnig mit seiner Sprache, und gerade der Umstand, dafs sich frühe, ehe noch die Literatur in allen Fächern der schönen Wissenschaften Meisterwerke aufgestellt hatte, ein Sprachtribunal erhob, verhinderte die weitere Ausbildung derselben. Schon dafs sich dieses — die Akademie della Crusca — anmafste, gleichsam das Wörterbuch der Nazion abzuschliessen, war ein grosser Fehler; aber ein grös-

serer war es, den eigentlichen Geist der Sprache ganz zu vernachlässigen, und Schriftsteller zu Klassikern zu erheben, welche keinen andern Vorzug besafsen, als den, keine unkruskanten Worte gebraucht zu haben. Dabei gingen die Schriften andrer italienischen Völker, als der Toskaner, ganz leer aus, welche in ihren einzelnen Mundarten alles dargeboten hätten, was die anspruchsvollste Sprache bedurfte; somit wurde das Streben der Nichttoskaner in Sprachsachen verhindert, und fingen die meisten darunter an, entweder Schlechttoskanisch, oder die Vernünftigern lieber Lateinisch zu schreiben. Es ist dahin gekommen, dafs die einmal den Ton angebende Nazion schon zum voraus gegen jedes literarische Produkt eingenommen ist, das ausser Toskana erscheint, und manche Schriftsteller unsrer Tage sich durch ein Zeugnifs der Crusca (wie sich ein förmliches Attestat in den Gedichten der

Sulgher Fantastici befindet) gegen alle böse Nachrede zu sichern suchten, oder andre, wie Alfieri in seiner kraftvollen Prosa, als gefährliche Neuerer und verwerfliche Beispiele verschrieen wurden.

Stand aber einmal ein Schriftsteller auf, der sich über diese Vorurtheile wegzusezen Muth und Geist genug hatte, so machte er auch aus seiner Sprache was er wollte. Selbst die Uebersezungskunst, welche man wohl als einen grossen Beweis für die Gewandtheit einer Sprache ansehen darf, ist einzeln vortreflich gelungen, und die künstliche Zusammensezung verschiedener Worte zu einem ideenreichen Einzigen, wie sie bei neuern Zeiten unter uns durch die Uebersezungen aus dem Griechischen aufgekommen ist, hatte lange schon in Italien Statt gefunden, und war auch da bereits zur Ausschweifung getrieben worden, wie bei uns. Auch die Italiener haben einen Giove altitonante,

eine Venere aurocrinita, Bacchanti ebrifestanti, einen Nettuno chiomacqueso, und sind davon schon wieder zurükgekommen. Dafür haben sich andre Schriftsteller, nach den Regeln der Sprache, eigene bezeichnungsreiche Worte gemacht, wie Alfieri, welcher überhaupt unter den neuern Schriftstellern Italiens, in Rüksicht auf Sprache die meiste Aufmerksamkeit verdient, und in dessen Satyren allein die gröfsten Bereicherungen für dieselbe liegen.

Es ist bekannt, wie detailliert bezeichnend die italienische Sprache durch die Veränderung ihrer Endsylben wird, und wie reich und kurz sie das Wort Donna z. B. in Donnetta, Donniccuola, Donnaccia, Donnone, Donnuccia, Donnicina, und Donnina verändert. Wie vermöchte der Deutsche Tasso'n nachreden, wenn er Armiden beschreibt?

Ella inchinollo riverente, e poi
Vergognosetta non facea parola

wie sie

mill' alme semplicette astringe,

wenn sie soletta dastebt? Oder wenn Alfieri in seinem Sonett über die Frauen, diesen sagt?

Se tristarelle alquanto riuscite,
Colpa ognor di chi affibbiasi i calzoni. —

Oder wenn Firenzuola in einer seiner Novellen erzählt, es hätte einer den andern aus Lustigkeit umarmt, und ihm con certe amorevolezzoccie svenevolone einen Vorschlag gemacht.

Jenes Zusammensezen verschiedener Worte ist, wie bemerkt, zur Ausschweifung getrieben worden, und es gehörte ehmal zur vorzüglichen Schreibart, einen Brief, oder ein Buch überhaupt mit einem recht langen Sintemalen und Alldieweilen anzufangen. Die Zusammensezung ist erlaubt; aber man hat

eingesehen, dafs sie gegen den guten Geschmak war, kann sie aber immer noch gut gebrauchen, wenn man einen abgeschmakten Pedanten reden läfst, wie Albergati einen Grammatiker mit folgender Rede einführt: e conciossiacosamassimamenteche la strada del sapere è malagevole e penosa, quindi molto spesso avviene, che i miei scolari si annojaro terribilmente, so hat der Mann mit dem einzigen Wort seinen ganzen Karakter bezeichnet, und man weifs zum voraus, dafs er seine Schüler fürchterlich langweilt.

Den Wortreichthum der italienischen Sprache habe ich auch in der toskanischen Kindersprache bemerkt, welche zum Theil durch die Crusca selbst sanktioniert worden ist. Denken Sie sich die komische Bezeichnung eines grossen, nicht aus seiner Familie gekommenen, Lümmels, welcher sich der Aus-

drüke babbo, Vater; mamma, Mutter; pappo, Brod; bombo, Wein; dindi, Geld; ciccia, Fleisch; und far la nanna, zu Bette gehen, bedient, wie ich es einmal auf einem Theater gesehen habe.

Am bewunderungswürdigsten ist aber die Sprache dieses Landes in dem Reichthum von Tönen, durch deren Wechsel ein einziges Wort die vielfachste Bedeutung erhält. Man hat es einmal versucht, zu zeigen, was der Franzose mit seinem Monsieur zu sagen weifs; ich will die Probe mit dem kleinen Partikel ma machen.

Fragen Sie einen nach etwas, worauf er nicht gerne antwortet, oder nicht antworten kann, so dient er Ihnen mit einem lange hinausgezogenen mà —

Bitten Sie ihn um etwas, das er nicht thun will, z. B. Geld zu leihen, so zieht er die Achseln in die Höhe, legt den Kopf gesenkt auf die Seite, und giebt ein kurz abgestos-

senes ma von sich, welches heifst: ich habe nichts.

Zieht er aber das ma etwas länger hinaus, so bedeutet es die Besorgnifs, dafs von seiner Gefälligkeit Mifsbrauch gemacht werden könnte, und verweigert nicht ganz.

Schliefst er daher einen Vertrag mit Ihnen ab, so sezt er nach Abschlufs desselben noch ein langes ma hinzu, wodurch er ihnen wiederholt, er hoffe, dafs alles sein Verbleiben haben würde.

Hat er einen Fehler gemacht, so entschuldigt er sich mit einem kläglichen ma, welches nichts anders heifst, als: Bedenken Sie die Umstände, was kann ich dafür?

Der Zornige stöfst, statt aller Drohung, sein ma durch die Zähne.

Auch ist es der Ausdruk des Schmerzens, und wenn Sie den Leidenden fragen, wie ihm sei, so antwortet er Ihnen mit seinem

langen, aber am Ende scharf abgestossenen ma, dafs sie nicht auszudrüken sind.

Sie sehen, mein Freund, dafs ich nur andeute, was alles weiterer Ausführung würdig wäre. Schliefslich noch eine Bemerkung, die ich an verschiedenen der besten Schauspieler, und im Leben gemacht habe. Sie sprachen das questo z. B. im Zorn wie queschto aus, so Morrochesi in Alfieri's Octavia als Nero:

E tu sia questo il tuo trionfo estremo

und

L'ultima e questa, e la più orribil trama.

Rom, den 10. *März* 1804.

„Der Mensch wird gut gebohren; aber die Erziehung mufs entscheiden, was aus ihm werden soll. Wir haben Katheters, auf denen über logische Spizfündigkeiten disputiert wird; wir haben Akademien, in welchen die Jünglinge singen lernen; aber es fehlt uns an einer Schule, in der man zum guten Vater, guten Gatten, guten Sohn, Freund und Bürger gebildet werden könnte."

So schreibt der Ab. Zachiroli an seinen Freund Albergati, und ich wählte diese Stelle um so lieber, weil es immer besser ist, ein Glied der Nazion selbst über ihre Gebrechen reden zu hören, als einen Fremden. Der Mann, welchen er das sagt, verdiente ein Wort der Wahrheit, wie Ihnen eine Stelle aus seiner Antwort beweisen mag. „Ich gestehe dir, dafs mir mein Haus immer angénehm ist, sei es in der Stadt, oder auf

dem Lande, da ich mich an der Seite eines Weibes sehe, die ich zärtlich liebe, und einen Jungen von acht, und ein Mädchen von Einem Jahr besize, welche ich mit gleicher Zärtlichkeit liebe. Die Sorge, die eine glüklich zu machen, die Beschäftigung, die andern gut zu erziehen und zu unterhalten, lassen mich meine Stunden froh und süfs verleben. Und ich glaube wirklich, dafs es kein alltägliches Schauspiel ist, eine Frau zu sehen, die keinen Cavalier servente, einen Mann, welcher keine Cicisbea, und einen Kraben, der keinen Lehrmeister hat."

Sehen Sie hier die ersten Gründe der schlechten Erziehung der Italiener unter den höhern Ständen, von einem Mann aus dieser Klasse selbst angegeben. Sie liegen in der Lebensweise der Eltern, und im gänzlichen Mangel an häuslichem Glüke. So lange die Mutter jung ist, will sie ihre Jugend geniessen; und der Vater wird unter

dem ewigen Jagen nach Jugendgenüssen zwar vor der Zeit alt, aber nicht leicht vernünftig, sondern höchstens stumpfsinnig. Jene sucht ihre Töchter, als Verrätherinnen ihrer Lebensjahre, von sich zu entfernen, und bringt sie in die Klöster zur Erziehung; dieser hat nicht Zeit unter seinen Zerstreuungen an die Söhne zu denken, und wähnt die ganze Vaterpflicht erfüllt zu haben, wenn er ihnen einen Hofmeister giebt, welcher gewöhnlich unter den unwissenden Abbaten aufgegriffen, ohne Kenntnifs ist, und wie ein Bedienter behandelt wird. Ist der Vater einer der bessern, so wird ihm die mildeste Behandlung der Kinder anbefohlen, und versteht der Lehrer etwas, so sagt man ihm etwa, wie der Graf in Alfieri's Satyre über die Erziehung:

Non me li fate uscir dei Dottorini;
Di tutto un poco parlino, in tal modo
Da non parer nel mondo babbuini *).

*) Mach Er mir ja keine Gelehrten aus

Für diese Bemühung erhält er monatlich drei Skudi, also halb so viel als der Kutscher seiner Exzellenz. Dabei ist er auch mit der ersten Erziehung der Comtesse beauftragt, für welche er folgende Regel erhält:

— — — *la ragazza*

Farete legicchiar di quando in quando,

Metastasio, le ariette; ella n'è pazza *).

Dies ist die Sorge der Eltern für ihre Kinder. „Ich studiere," seufzt ein solches armes Kind bei Albergati, „und mein Vater und meine Mutter spielen. Ich studiere, und indes sizt mein Vater ruhig und vergnügt auf einem Caffée. Ich, schlecht gekämmt und schlecht gekleidet, bin verurtheilt Langeweile unter meinen Büchern und bei mei-

ihnen. Sie sollen nur so ein Bischen von Allem reden können, dafs man sie nicht für Pinsel hält.

*) Das Mädchen läfst er von Zeit zu Zeit ein wenig lesen, den Metestasio, die Arien; das Mädchen ist ganz toll damit.

nem Lehrer zu haben, während mein Vater sich parfumiert und sich puzt, um bei allerhand Weibern und Sängerinnen und Tänzerinnen herumzulaufen, und zu tanzen und sich zu belustigen; während meine Mutter, nachdem sie spät genug aufgestanden ist, sich lange im Spiegel besehen hat, sich weichlich auf einen Sopha hinstrekt, und da die Komplimente und Späfse der vielen jungen Herrchen anhört, welche ihr den Hof machen, oder auch nur Einen bei sich hat, dem sie gerade den Vorzug giebt. Sie geht aus; ich bleibe zu Hause und gehe schlafen. Wenn meine Eltern nach Hause kommen, so stehe ich auf. Entfährt mir ein unziemliches Wort, so werde ich ausgescholten und gestraft, und mein Vater sagt deren jeden Augenblik."

Noch eine Stelle: „Die Erziehung," sagt ein italienisches Zeitungsblatt, „sollte der Hauptgegenstand jedes Vaters seyn, und ist

gerade das, woran die meisten Väter am wenigsten denken. Man vertraut die Kinder unwissenden, bezahlten Ammen an; dann kommen sie unter Meisterinnen, welche nicht einmal Buchstabieren, geschweige lesen können. Nach diesen kommen die Pedanten. Und wer sind diese? — Abbéchen, (Abbatucoli,) welche für zehn Paoli monatlich nichts anders thun, als ihre Schüler, wie ein Rudel Hunde, spazieren führen. Und was soll man vollends von den Lekzionen sagen, die sie geben? Der unwissende Meister hat zwar Rhetorik studiert, aber unterscheidet keine Figur, und soll doch ein kleines Kind lehren, wozu die gründlichsten Kenntnisse und die vollkommenste Gabe der Mittheilung erfordert werden. Freilich nimmt man auch zuweilen schon weiter beförderte Geistlichen. Aber diese sind entweder auf dem Lande, und darum wenig geschikt, den Kindern gute Sitten und gefälliges Bench-

men beizubringen, und verstehen sich auch meist besser auf Flinten und Hunde als auf die Grammatik; oder sie sind in der Stadt. Aber da haben sie andere Abhaltungen, geben sich mit Galanterien ab, (sioccupano in Galantesia,) machen der Frau vom Hause den Hof — genug! Wir wollen diese Nachtheile nicht weiter auseinandersezen, und sagen Alles, wenn wir bemerken, dafs der Friseur der Dame besser und höher bezahlt ist, als der Lehrer ihrer Kinder."

Späterhin wird der junge Herr meist auch in ein Kloster, und selten auf die Universität geschikt, weil man diese gröfstentheils nur für Gelehrte vom Handwerk bestimmt glaubt. Etwas Schreiben und Lesen, einigen Religionsunterricht, aber Singen und Guitarrespielen sind hier seine Studien, damit er im achtzehnten Jahre ein gemachter Mann ist, heurathen und Kinder zeugen kann, die dem Beispiele der Eltern zu folgen es eben nicht schwer finden.

Von Reisen, welche im übrigen Europa als die lezte Erziehung eines jungen Mannes von Stande angesehen werden, ist keine Rede, und wenn die Italiener über irgend etwas entschuldigt werden können, so ist es über diesen Punkt. Was ist das gewöhnliche Resultat der Reisen unserer jungen Herren von Stande? — Wenig für die Kosten, und noch weit weniger im Verhältnifs zu den sonstigen Nachtheilen an Gesundheit des Körpers und der Seele. Freilich unterläfst der Italiener das Reisen nicht aus diesen Gründen, sondern aus Bequemlichkeit, und in der Ueberzeugung, dafs in seinem Lande selbst alles vereiniget sei, was man zu wissen brauche. Der Graf Albergati hat auch hierüber eine interessante Stelle. „Wenn ich dumm geblieben bin," sagt er, „so ist der Grund davon gewifs nicht, weil ich nicht gereifst habe; denn ich kann das Reisen nimmermehr für etwas Nüzliches, sondern nur

als etwas Unterhaltendes, aber höchst Gefährliches, ansehen. In diesem so aufgeklärten Zeitalter, bei der Mittheilung des Besten, was alle Nazionen besizen, durch den Druk, bei den genauen Karten, den lebhaften Gemälden, welche wir von den Sitten und Karakteren anderer Völker haben; in einem Zeitalter das alle Geheimnisse der Staatsverwaltung und alle Quellen der Industrie und des Handels aufgedekt, und alle Theile, Entdekungen und Züge der moralischen und physischen Geschichte in Umlauf gesezt hat, kann man frei behaupten, dafs die vorgebliche Nothwendigkeit des Reisens eine blosse Vision ist. Für die Wenigen, welche einen wahren Vortheil daraus ziehen, der aber immer noch durch Gefahren, Unbequemlichkeiten und Kosten theuer genug erkauft wird, bringen unsre meisten jungen Leute nichts als Vorurtheile fremder Nazionen, (und, möchte ich hinzusezen, eine un-

sinnige Verachtung des Vaterländischen) zurük. Wer einen gesunden Verstand und Scharfsinn besizt; wer mit Vortheil und Nachdenken zu lesen versteht, der kann durch Vergleichung und weise Methode überhaupt, auf seinem Studierzimmer ein recht braver Weltbürger werden. Es wäre daher sehr lobenswerth, wenn man den Artikel des Reisens ganz aus der Erziehung ausstriche, als etwas Ueberflüssiges, das auf einem andern Wege gefunden werden kann. Der beste Plaz für unsre Gesellschaft sollte ein angenehmer, fröhlicher Landsiz seyn. Da kann derjenige, welchen die Vorsehung in gute Umstände versezt hat, oder einen hellen Kopf empfangen, und diesen durch Bildung und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften erhoben hat, sich selbst und der Gesellschaft äusserst nüzlich werden."

Ich mufs Ihnen gestehen, dafs ich dem Grafen Albergati nichts einzuwenden wüfste,

besonders da er blos von Leuten seines Standes, also vom güterbesizenden Adel spricht, dessen erste Bestimmung Landwirthschaft ist, und bleiben mufs, so lange das Feudalwesen in seiner bisherigen Form in Italien besteht.

Die Erziehung der Mädchen geschieht in den Frauenklöstern, und die deshalb bestehenden Verordnungen wären nicht so übel, wenn sie gehalten würden. In dem Governo interno ed esterno delle Monache heifst es von den Pflichten der Nonnen gegen ihre Zöglinge unter anderm: „sie sollen sie nie aus den Augen verlieren, weder bei Tag noch bei Nacht, und bei allen ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, beim Schlafengehen und Aufstehen zugegen seyn; sie sollen auf sich selbst aufmerksam seyn, um ihnen in allen Tugenden das beste Beispiel zu geben; sie sollen besonders in ihrer Kleidung sich des besten Anstandes befleissen, und die Mädchen nicht zu sehr liebkosen;

sie sollen sie keine verliebten Lieder, Karnevalsgesänge u. dgl. singen, kein unanständiges Bild oder verdächtiges Buch unter ihre Augen kommen lassen; besonders auf die Besuche die sie erhielten, wohl achtung geben, und gleiche Aufmerksamkeit auf ihre Lehrer haben; überhaupt aber wäre es am besten, ihnen keinen Unterricht zu gestatten, den sie nicht im Kloster selbst erhalten könnten, keinen im Tanz, in der Musik, ausser für heilige Gesänge; und sollten sie besonders auf die ältern Zöglinge das schärfste Auge haben," u. s. w. — Sie sehen dafs es an den Vorschriften nicht fehlt, die Reinheit der Gesinnung in den jungen Gemüthern zu bewahren. Aber meistens bleiben diese Vorschriften auch nichts weiter als Vorschriften, und wird sonst weiter gar nicht dafür gesorgt, die Mädchen zu guten, fleissigen Hausmüttern zu bilden. Die Religionsbegriffe, die man ihnen beibringt, sind unver-

nünftig und unduldsam; die Vorstellung, welche man ihnen von der ausserklösterlichen Welt macht, übertrieben und schwarz, die gesellschaftliche Bildung, die sie mitbringen sollten, ganz mangelnd. Tritt daher ein solches Mädchen aus dem Kloster in die Welt, und kommt ihm diese mit allen ihren Reizen entgegen, so sind jene Begriffe verschwunden, und erwachen nur zuweilen in den ersten Augenbliken der gefallenen Tugend wieder, um dann auf immer zu verschwinden.

Sie können denken, dafs die Mädchen nicht immer unverdorben ins Kloster kommen. Hören Sie darüber das Bekenntnifs eines Italieners: Die ersten Worte, welche man unsern Töchtern lehrt, sind die der Galanterie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein solches Zierpüppchen von fünf bis sechs Jahren. Die öffenlichen Spazierfahrten zeigen am besten die Thorheiten der Eltern. In ein

modisches Kleid eingezwängt, macht man es schón auf die Haltung, die Blike, das Benehmen dieser oder jenen Marquise oder Gräfin nach der Mode aufmerksam, oder die Mutter selbst giebt ihm das glorreiche Beispiel. Steh aufrecht, schönes Kind, da ist dein kleiner Cavalier servente! ist die Lehre, so sie von Mama erhält, und es knüpfen sich natürlich früh genug alle Ideen an diese Lektion an, welche später im Leben zu Thaten werden. Da entsteht dann jenes gezierte, abgeschmakte Benehmen, in welchem jede natürliche Anmuth untergeht, wird der Grund zu den weiblichen Karakteren gelegt, wo kein Zug von wahren Gattin- und Muttergeist mehr sichtbar ist."

Mit Vorsaz habe ich die Italiener selbst sprechen lassen, weil es leicht im Munde des Fremden Uebertreibung scheinen könnte. Ich will auch mit Alfieri endigen.

Educandi, educati, educatori,
Armonizzando in si perfetta guisa,
Tai ne usciam poscia Italici Signori,
Frigio — Vandala stirpe, irta e derisa *).

*) Zöglinge, Erzogene, Erzieher, so vollkommen zusammenstimmend, gedeihen wir italienische Herren zu einem rohen, verlachten phrygisch-vandalischen Stamme.

Rom, den 20. *März* 1804.

Der Zustand des gemeinen Mannes in Italien ist um vieles besser, als der von ähnlichen Volksklassen anderer Länder. Gerne gebe ich Ihnen zu, dafs diese in den meisten Fällen wohlhabender sind, als jene; ihre Lage ist aber weit nicht so sorgenfrei, als die des Italieners aus den niedrigsten Ständen. Ich spreche hier nur von den Städtebewohnern, weil sich über den Zustand des Landmanns nicht wohl etwas Allgemeines sagen läfst, und das Detail Degressionen in die konstituzionellen Verhältnisse der einzelnen Staaten erfoderte, welche hier nicht an ihrer Stelle wären.

Der niedrigste Stand ist in Italien nicht so scharf abgeschnitten von dem mittleren, als in andern Ländern. Jeder, dem es auf seiner Lebensbahn mifslungen, oder welcher zu träge ist, um mit Ernst an einer gründ-

lichen Befestigung seines äussern Glüks zu arbeiten, tritt in diesen zurük, und Sie werden mich nicht tadeln, wenn ich in die Klasse der Bettler, der Lastträger, Bedienten u. s. w. auch jene verdächtigen Abarten der Industrie, des Kuppler - Mäklerwesen und dgl. seze. Offenbar manchen diese Erwerbszweige in den Augen der Besseren verächtlicher, als das Handwerk des Bettlers; aber man kann damit doch noch manchen Schein von äusseren Ansprüchen verbinden, wodurch sich der, welcher die Verhältnisse der Nazion nicht genauer kennt, manchmal täuschen läfst. Natürlich ist der Schritt von da noch tiefer herunter leicht gemacht, und der Bettler fertig, sobald die Gelegenheit zum schnöden Dienste mangelt.

Alle grössern und kleinern italienischen Städte enthalten eine unverhältnifsmäfsige Anzahl Pöbels, welcher zuweilen, wie in Neapel, eine Art von eigner Kaste bildet.

Diese Classe ist bisher von den Regierungen mit einer Nachsicht behandelt worden, welche Jedem unbegreiflich scheint, der die Geschichte der italienischen Staaten nicht kennt. Bei allen gingen die monarchischen Verfassungen aus aristokratischen hervor, und häufig hat sich ein adeliches Geschlecht nur durch den Beistand des Volks gegen seine Nebenbuhler erhoben. Heutzutage ist dies freilich nur noch eine politische Idee, deren Befolgung aber ordentlich herkommlich geworden ist, und welche auch in neuesten Zeiten oft die wichtigsten und nothwendigsten Reformen, besonders im Polizeiwesen, verhindert hat.

Diese Klasse von Menschen leht nicht übel, wenn Sie mir erlauben, das leben zu nennen, was nur in Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse besteht. Während der Bessere sich in seinem Gewerbe abmüht, hat er den müssigen Pöbel zum Zuschauer, welcher, bei

allem Nichtsthun doch auch fett wird. Vor der Bude des fleissigsten Handwerksmanns liegt oft ein rüstiger, junger Kerl halb nakt, und schläft, oder fodert Almosen. Da die Polizei dieses nicht verbietet, und die religiöse Idee durch ihre reichlichen Beiträge erhält, so ist es zu begreifen, wenn ein roh erzogener Mensch sich am liebsten einem Gewerbe wiedmet, von dessen Verächtlichkeit er gar keine Vorstellung haben kann. Mit Weib und Kindern liegt er auf den Strassen, und weit entfernt, dafs ihm seine Familie zur Last ist, sieht er sie als so viele Mittel weiter zum Erwerb an; weil sechs Hände mehr einnehmen als zwei, und die Hülflosigkeit des Alters und Geschlechts stärker zum Mitleiden rührt. Um Mittag oder am Abend geht er dann in die Osterie, (das Speisehaus,) und verzehrt hier, was er eingenommen hat. Reicht die Einnahme nicht zur Befriedigung des Bedürfnisses hin, so

ist ihm immer noch irgend eine fromme Anstalt übrig, wo er Suppe und Brod erhält, und zuweilen noch mehr.

Es giebt nicht leicht ein etwas wohlhabendes Haus, in welchem man nicht jede Woche Einen Tag bestimmte Almosen ausspendet, und ein Bettler, der sich auf sein Handwerk versteht, mag an einem solchen Tag immer so viel einnehmen, als er die Woche über braucht. Auf diese Weise hat er sich, so zu sagen, eine feste Rente gemacht, und was er nebenher verdient, wird für Lekerbissen u. dgl. verbraucht. Machen ihn Alter oder Krankheit zu diesem Verdienste untüchtig, so giebt es Hospitäler genug, welche ihn aufnehmen, und für das Nothwendigste sorgen.

Im Durchschnitt, darf man sagen, führen die niedrigsten Klassen in Italien keine Haushaltung, ja, haben sie selten eine feste Wohnung. Das Klima erlaubt das leztere; und

das Erstere wird durch die Mässigkeit der Nazion und die geringen Preise der noth-wendigsten Bedürfnisse möglich gemacht. Hat der Italiener ein Stük Brods, Zwiebel und Salz, so sättigt er sich damit, und ist guter Laune; was er mehr geniefst, ist schon Ueberfluſs und somit festlicher Genuſs. In seinen Augen giebt es nichts Wünschens-wertheres, als Essen und Müssiggang, und wie er gewohnt ist, was er erworben wieder essend zu verzehren, nennt er so das Ver-zehren überhaupt, durch welche Art von Genuſs es auch geschieht. Wenn einer da-her sein ganzes Vermögen durchgebracht hat, so sagt der Pöbel, er hat es gegessen, und bezeichnet damit seine ganze Ansicht des Lebens und seiner Freuden.

Neben der Klasse der Bettler, und häufig unter ihnen, entweder durch Trägheit oder körperliche Umstände genöthigt, steht die Klasse der Lastträger. Wo nicht grosse,

merkantilische Thätigkeit herrscht, halten sie sich hauptsächlich in der Nähe von Gasthöfen und auf grossen Pläzen auf. Hier drängen sie sich zu kleinen Diensten, welche man ihnen theuer bezahlen mufs, und haben sie sich einmal ihren Taglohn verdient, so geben sie sich manchmal nicht einmal mehr zu diesen her. Alsdann sizen sie in den Osterien zusammen, und lassen auftragen, so viel sie nur immer bezahlen können. Nach und nach wird die Unterhaltung sehr laut, der Wein wirkt auf ihre Köpfe, und es entstehn Zänkereien, welche manchmal mit blutigen Auftritten endigen. Sind sie nicht in den Osterien, so liegen sie behaglich in den Strassen, singen und improvisiren mit einander, dafs es doppelt beschwerlich ist, sie zu hören und zu verstehen.

Indes habe ich mich doch in Livorno oft damit unterhalten, ihren Gesprächen zuzuhören. Der gewöhnliche Gegenstand dessel-

ben war Essen und Trinken, schlechte Zeiten und Lotto. Wer mehr gewinne, der Pabst oder der König von Toskana? Wie viel dieser, wie viel jener täglich? — Dies waren die Fragen, welche mit so ganz eigenen statistischen Bemerkungen abgehandelt wurden, dafs es eine Lust war, es anzuhören.

Den nothwendigsten Bedürfnissen aber wird abgebrochen, um ins Lotto zu sezen, und man hat mich an verschiedenen Orten versichert, dafs man immer einige Tage, bevor die Lose gezogen werden, die durch den Einsaz entstandene Entkräftung am Verkauf des Brods in den Bäkerläden verspüre. — Mir hat von dieser und jener Nummer geträumt, was meinst du, soll ich sie sezen? — Ich wollte auf die herausgekommene Nummer sezen; hätte ich es nur gethan! — Um zwei Nummern hab' ich gefehlt, u. dgl. Dies ist der gewöhnliche Gegenstand ihres Ge-

sprächs. Was ihnen daher Auffallendes vorkommt, suchen sie als eine Mahnung des Glüks zu nuzen, und einzelne Vorfälle vom Eintreffen solcher Vorbedeutungen vermehren natürlich die Aufmerksamkeit auf dergleichen geheime Winke des Schiksals. So kam einst in Livorno ein Büffel, welcher eben geschlachtet werden sollte, los, rannte durch mehrere Strafsen, stürzte endlich in ein Haus hinein, stiefs die Thüre auf, und mit den Hörnern die Fenster hinaus. Ein Gewinnlustiger bemerkte ihn, dem die Sache gleich dermafsen ominös vorkam, dafs er aus der Zahl 2 der Hörner, der Anzahl der gebrochenen Scheiben, und einer ähnlichen Combinazion eine Terne formierte, welche er auch richtig gewann. Von da an wünschte der Pöbel nichts sehnlicher, als dafs recht viele Büffel loskommen möchten. In Haufen belagerten sie das Schlachthaus, um im Augenblik bereit zu seyn, den flüchtigen Wink

zu nuzen, und dies dauerte so lange, bis neue, ähnliche Vorfälle das Andenken an diesen verwischt hatten.

Eben so grossen Glauben erwarb sich einst ein florentinischer Almanach, welcher um sich seinem Publikum anzupassen, einige Nummern zum Lotto vorschlug. Durch einen sonderbaren Zufall kamen diese alle heraus, und seit der Zeit unterläfst kein Lottospieler, sich diesen Almanach anzuschaffen, ob er gleich seit mehreren Jahren nie mehr eine Nummer errathen hat.

Auf diese Leichtgläubigkeit der Menschen wird, wie überall, auch in Italien spekuliert. Es erscheinen z. B. Almanache, blos für Lottospieler, und ein solcher in Venedig gedrukter, mit dem Titel: il vero mezzo per vincere all' estragione de' lotti, welchen ich gesehen habe, machte mancherlei Mittel bekannt, die launige Glüksgöttin zu fesseln. Indes war der Verfasser ehrlich genug, mit dem Verse zu schliessen:

Ma se vincer talor desiderate,
Giuocate sempre, o mai giuocate;
E se vincer sicuro to vorrai,
Prendi esempio da me, non giuocar mai.

Auch eine italienische Zeitschrift, welche ernsthafte Aufsäze ankündigte, suchte das Publikum durch das Versprechen anzuloken, Nummern, welche gewifs heraus kommen würden, anzugeben. Wie weit es sein Wort gehalten hat, weifs ich nicht; aber dafs die Lokuug gewirkt, bin ich fest überzeugt.

Halten Sie mir diese Ausschweifung über das Lotto zu gut; aber ich glaubte mich durch die Ueberzeugung dazu berechtigt, dafs diese Anstalt, wie überall, auch in Italien eine der Hauptursachen des elenden Zustandes der niedrigen Stände ist. Die übrigen liegen in der Schlaffheit der Regierungen, und im Vorurtheil, und werden durch Klima und fruchtbaren Boden begünstigt.

Neapel, den 4. Mai 1804.

Ich habe mich nun zum zweitenmale von Rom getrennt, mein Freund, und diesmal nach einem langen Aufenthalt. Es würde mir schwer seyn, das Gewebe von verschiedenen Empfindungen und Gedanken darzustellen, welche mir Kopf und Herz durchkreuzten. Ich mufste so oft zurükbliken nach der einzigen Stadt — wahrlich es war mir, wie dem Bräutigam, der von dem Land absegelt, wo er seine Braut zurükgelassen hat. Er blikt hin nach dem Lande unaufhörlich. Wie ihm erst das Ufer verschwindet, dann die Spizen der Häuser und der Thürme, und endlich auch noch die fernen Berge hinabsinken, und die grofse Leere sich vor ihm ausbreitet, und die Leere des Herzens immer weiter und tiefer wird, und er sich so ganz allein fühlt — wer das nie empfunden hat, der möge es auch nie empfinden. Aber, wer

sich auf immer von Rom trennen mufs, dem wird es so ums Herz seyn.

Fragte man mich, was es gewesen sei, das mir Rom so theuer gemacht hat, ich könnte ihm wohl antworten. Aber du kannst Hunderte fragen, die mit blutendem Herzen von Roms lezten Zinnen geschieden sind, sie werden dir nicht Rede geben können. Es ist etwas, was sich kaum ergründen läfst, aber eben darum so viel tiefer liegt.

Wie die Zeit in Rom dahinfliefst, als ob sie über die Stadt, der sie so oft so wehe gethan hat, wegeilte, weil sie sich dessen schämt, was sie zerstörte! —

Es schläft sich in Rom gar herrlich. Die vielen Klöster und Kirchen läuten bescheiden zur Frühmette, auf dafs ja jeglicher sich entschuldigen könne, wenn er nicht erschienen ist. Früh aufstehen ist meine Sache nicht. Die Morgenstunde hatte nie Gold für mich im Munde; und so schön die Sonne

über die blauen Berge herauf gehen mag, ich habe es selten gesehen.

Aber man wird sich auch nicht lange beim Frühstük oder bei der Toilette verweilen. Du mufst hinaus, und nimmst das Frühstük gerne im Vorbeigehen auf dem Kaffée mit. Es findet sich da stets Jemand, an den man sich anschliefst, mit dem man einen gemeinschaftlichen Gang verabredet.

Mein liebster Weg war immer durch den Korso am venezianischen Palast hinein, über das Kapitol weg, die Via sacra hinunter nach dem Kolosseum. Ich mochte da gerne hineintreten, und mich ein Paar Minuten auf die untersten Stufen sezen. Oft blieb ich lange. Die Schatten wurden immer kürzer, ich ward von einer Station zur andern herumgetrieben, und uneingedenk des Märtirerbluts, das da geflossen, dachte ich an die Heiden, welche das ungeheure Werk zu denken und zu vollenden gewagt haben. Von

da ging ich dann meistens wieder zurük nach dem Campo Vaccino, lief dem Tieber entlang, und hielt am esquilinischen Hügel unten, wo ich mich nach Ripa grande übersezen liefs. Ein frischer Trunk Malaga mundet da nicht übel, und es kehrt sich so ganz angenehm durch den Trastevere wieder nach dem spanischen Plaze zurük.

Was gibt es aber nicht unterwegs zu sehen? Mit einem Glase guten Weins im Magen betrachtet man die Gemälde noch einmal so vortheilhaft. Die schlechte Beleuchtung ist nicht ärgerlich; man läfst auch den elenden Styl hingehen, und findet sich in der Stimmung, viel in die Sachen zu legen. Man täuscht sich freilich dabei, aber sehr unschuldig. Das was du ausser dir zu sehen glaubst, siehst du in dir selbst.

Ist noch ein Theil des Vormittags übrig, so besucht man wohl noch einige Künstler-

werkstätten. Man plaudert da sein Stündchen weg, lobt mit, und ohne Ueberzeugung, tadelt in seinem Herzen, und geht fröhlichen Sinnes zum Essen.

Wer wäre auch verlegen um den Abendspaziergang? Du brauchst dich ja nur auf den Plaz von Trinità de' Monti zu sellen, und hinab zu bliken auf die vielen Kuppeln und Zinnen, oder hinaus zu sehen, wie die Sonne im Meere sich allmählich untertaucht, nach und nach der Abend heraufbricht über die alte Stadt. Und da wirst du nicht lange stehen, so zieht dich ein munterer Sänger mit der Guitarre in der Hand hinter sich her, und du folgst ihm wo er hingeht, weilst, wo er stehen bleibt, denkst an das Nachhausegehen, wenn es ihm einfällt.

Oder du gehst in die Villa Borghese. Die schöne Welt findet sich in der kühleren Jahrszeit immer um die Mittagsstunde hier ein. Erfreuen dich nicht die lieblichen Frauen-

gestalten welche aus den Wagen steigen, und fröhlich auf- und niedergehen, so kannst du ja ein einsames Plätzchen im Gebüsche suchen, wo dich nichts in deinen Träumen stört, als der Sang der Vögel, das Getöse der Fontainen und das Säuseln der Winde. Am Ende trittst du wohl noch in den Casino selbst, der die herrlichen Kunstwerke des Alterthums aufbewahrt. Magst du hier allein geniessen wollen, so kannst du es; willst du stillschweigend die Gesellschaften begleiten, so werden dir ihre Bemerkungen oft genug Veranlassung geben, über den Lächerlichkeiten des Lebens seine schlimmeren Seiten hinweg zu lachen.

Wenn die fernen Gebirge sich in ihr herrliches Blau hüllen, die Schatten der Bäume sich verlängern, und die weissen Mauern der Villa Medicis im Abendroth erglänzen, so kehrst du in die Stadt zurük. Im Korso bewegen sich nun die ersten römischen Schön-

heiten in ihren Wagen, und du hast hier Gelegenheit genug wenigstens schöne Köpfe zu sehen. Irgend ein Kaffeehaus bietet dir vor seiner Thüre eine Bank, wo du geniessend und betrachtend sizen kannst, so lange du willst.

Entweder besuchst du nun das Theater, oder eine Gesellschaft, wo du hauptsächlich durch Musik unterhalten wirst. In keiner derselben kann es dir fehlen, dafs du nicht ein schönes Weib erbliktest, mit welcher du ins Gespräch zu kommen suchst. Deine Ansprache wird freundlich erwiedert werden, und es sollte mich sehr wundern, wenn du nicht eine Einladung erhieltest, auch ihr Haus und ihre Gesellschaften zu besuchen.

Ein solcher Tag, mein Freund, ist nur ein gewöhnlicher, so wie du ihn immer durchleben kannst. Andre, welche durch grofse Festlichkeiten u. dgl. noch merkwürdiger werden, stellen sich von selbst einla-

dend ein. Ich will dir nichts von diesen sagen.

Du siehst aber, wie viel man in Rom zurükläfst, wenn man sich von der Einzigen Stadt verabschiedet, hast du dich auch nicht noch von besondern Gegenständen der Liebe und Freundschaft zu trennen.

Die Wehmuth, mit welcher ich zum Thore von St. Giovanni hinausfuhr, wuchs mit dem weiteren Vorrüken auf der so öden Kampagne von Rom. Freilich hat man hier die Gebirge von Albano, Frascati und Tivoli im Auge; aber auch dieser Anblik, verbunden mit den schönen Erinnerungen an dort genossene Freuden, war nicht im Stande mich aufzuheitern. Erst auf den Höhen von Albano, in der üppigen Vegetation von Aricia und Gensano, unter den mannichfaltigen Blumen womit der Weg umkränzt ist, schliefst sich das Gemüth der reizvollen Nähe und der grofsen Ferne auf, wie sie im Morgen-

schimmer da liegt, vom Meere, als von einer ungeheuren feurigen Schlange umwunden. Hier begegneten mir schöne, blühende Gesichter, und volle von Gesundheit strozende Menschenformen.

In Veletri verweilt man gerne, um das Museum des Kardinals Borgia zu sehen. Der Maltheserritter, sein Neffe, nahm mich auf die Empfehlung des Oheims freundlich auf, und zeigte mir die Schäze dieser in ihrer Art gewifs einzigen Sammlung. Aufrichtig gestanden, machte sie nicht den besten Eindruk auf mich. Es waren freilich da zu sehen Gözen aus allen Zeitaltern, von allen Nazionen und von abscheulichen Formen. Aber wenn man von Rom kommt, kann das nicht erfreuen. Mag man mir immer sagen: auch das hat seinen Nuzen! Meinetwegen, ich will es euch gerne glauben; nur erlasset mir die Mühe, zu wissen, ob die alten Egiptier ihren Gott mit oder ohne Schwanz verehrt haben.

Ein Stük, das ich in dieser Sammlung sah, gehörte zwar nicht zu derselben war mir aber merkwürdiger als Alles andre. Es war ein italienischer Bischof, welcher auf seiner Durchreise hieher gekommen war, um dem Kardinal nachher sagen zu können, auch er habe seine Sammlung bewundert. Das wird nun freilich dem guten Kardinal ganz gleichgültig seyn; aber ich versichre dich, der Mann hat aus allen Leibeskräften bewundert. Die unwissenden Fragen, sein kindisches Anstaunen der unbedeutendsten Dinge bewiesen mir freilich, dafs, wenn Bolingbrokes Saz: „nichts zu bewundern sei der höchste Grad der Weisheit," auch übertrieben, doch der andre: „dafs alles Bewundern der niedrigste Grad der Dummheit sei," desto wahrer ist. Seine höchste Exstase bemerkte ich in dem sogenannten Museo sacro, wo nichts als christlich-kirchliche Alterthümer zu schauen sind, und ich konnte

mich des Gedankens an jenen Schuster nicht enthalten, der an einem Gemälde des Zeuxis oder Apelles einzig die Sandalen einer seiner Figuren bewunderte. Die alte Bischofsmüze, welche hier war, gewann seine vorzüglichste Aufmerksamkeit. — „Damals," sagte er — und dies war die einzige Bemerkung, die ich aus seinem Munde hörte — „damals waren die Bischöfe noch arm, e per questo erano santi;" ja wohl, Bischof, damals war es anders. Nur hättest du bei diesen Worten nicht auf den grofsen Saphir in deinem Ringe bliken sollen; dein Auge sprach etwas anders, als den Wunsch, in solchen Zeiten Bischof zu seyn. Es gefällt dir besser in denen, wo der Reichthum dir die Mühe erspart, ein Heiliger zu werden!

Die pontinischen Sümpfe, welche den Reisenden bald, nachdem er Veletri verlassen hat, aufnehmen, haben im Frühjahr ein sehr freundliches Ansehen. Die Strafse ist vor-

treflich, und immer mit Bäumen eingefafst. Das üppigste Grün liegt über dem Wasser, so weit beinah das Auge reicht, und nur das kränkliche Aussehen der Bewohner, die schönen, aber beinah öden, Häuser erinnern an die Gefahr der Atmosphäre, in welcher man sich bewegt. Die Gasthöfe sind erbärmlich, und die von Terracina nicht viel besser, wenn man gleich noch theurer bezahlen mufs.

Von diesem Orte aus geht die Strafse eine Zeitlang am Meeresufer hin, bis in die Nähe von Fondi, wo dich schon der neapolitanische Himmel aus den goldenen Orangen seiner Gärten anlacht. Freilich verliert diese Vegetation beim weiteren Wege viel von ihrem freundlichen Aussehen, aber dafür gewinnen die Meeresufer durch schönere Linien und den Golf von Gaeta. Auch zeigt man dir schon in weiter Ferne den rauchen-

den Vesuv, und die Erwartung wird desto gröfser.

Unbedeutende Ruinen sieht man an diesem Wege. Eine, welche mir weniger wegen ihres Alterthums, als wegen eines schönen Zugs aus dem Karakter des Königs Alfons von Arragonien gefiel, wird für ein Ueberbleibsel einer Villa des Cicero ausgegeben. Als dieser König Gaeta belagerte, so befahl er, diese Trümmer zu schonen, „indem er," wie er sagte, „lieber die Belagerung aufheben, als diese zerstören wollte." Es war der König Alfons, von welchem sein Freund, Anton von Palermo, ohne Verdacht der Schmeichelei sagen konnte, was man wenigen Männern in der Geschichte nachrühmen kann: „Mihi quidem satis abunde exploratum et compertum est, Alphonsum cum pueris innocentia et puritate, cum adolescentibus strenuitate et viribus, cum viris prudentia et consilio, cum senibus gravitate et

auctoritate, cum acutis subtilitate ac argutia, cum ingenius candore et simplicitate, cum omnibus denique ingenio, doctrina, virtute, arte et sapientia contendisse."

Weiterhin aber wird der Weg sehr unangenehm. Die Gegend am Garigliano, über welchen man in einem weiten Fahrzeug sezt, ist äusserst ödc. Lieblicher werden die Umgebungen von Capua, wenn sie gleich heutzutage nicht mehr die ehemaligen Gefahren für einen neuen Hannibal haben. Je näher gegen Neapel, desto üppiger wird die Vegetation. Die Strafse ist von majestätischen Pappeln umgeben, durch welche sich die Perspektiven in die hohen Rebengeländer der Felder eröffnen. Mit einem Mal befindest du dich in dem Menschengewühle von Neapel, wo es immer ein Paar Tage braucht, ehe du zum ruhigen Beobachten kommen kannst.

Capri, den 26. April 1804.

Von Neapel aus betrachtet, mein Freund, zeigt sich die Insel Capri in ihrer ganzen nördlichen Länge. Der Himmel mufs sehr umwölkt seyn, wenn ihre Umrisse nicht ganz sichtbar seyn sollen. Bei heiterem Wetter und einem klaren Horizont, kann man sogar die weissen Häuser des untern Theils der Insel erkennen. Sie hat, von hier aus angesehen, etwas sehr Kühnes, was dem gröfsern Ischia, troz seines hohen Epomeo's, fehlt. Man fühlt sich daher auch weit stärker gereizt, die Reise dahin zu machen, als nach den übrigen Inseln des grofsen Meerbusens von Neapel. Ob es viel brauchte, meine Neugierde anzuziehen, wissen Sie. Wie lieb war es mir daher, als sich eine kleine, aber gute Gesellschaft zusammen fand, um die Fahrt nach dem Eiland zu unternehmen, das in den alten Zeiten einmal den

glänzenden Mittelpunkt der römischen Weltherrschaft ausmachte!

Wir waren unserer Sechse an der Zahl, die wir uns auf einer kleinen neapolitanischen Barke, von fünf Seeleuten geführt, einschifften. Morgens um sieben Uhr fuhren wir, fast bei gänzlicher Seestille und heiterem Himmel aus dem Hafen von Neapel. Nach einer Fahrt von einigen Stunden, als wir eben den Vesuv zur Seite hatten liegen lassen, stellte sich ein starker Scirocco ein. Wir mufsten gegen denselben lavieren, und hatten dabei den Vortheil, der Küste des Landes wieder näher zu kommen. So waren wir nicht zu entfernt, um die schöne Ebene von Sorrento ganz nahe vor unsern Augen zu sehen. Blos über den Bergen oben hiengen weisse Wolken, welche einem halb aufgezogenen Vorhang ähnlich waren, der nichts als das reizendste Land vor unsern Bliken entrollt hatte. Schwerlich kann es

eine gefälligere Ansicht geben, als die der eben genannten Stadt mit ihrer Umgegend. Das Seeufer senkt sich hier zwar ganz steil, aber nicht scharf und wild in das Meer hinab, und scheint auch nach und nach von den Wellen bis zu dieser Form abgewaschen zu seyn. Herrlich angebaut ist es bis da, wo es sich niedersenkt, und unter dem schönen, tausendfach wechselnden Grün leuchteten die weissen Häuser von Sorrento, mit seinen Villen freundlich abwechselnd, heraus. Man glaubt es so recht zu fühlen, dafs in diesem, rings herum von wilden Bergen eingeschlossenen, Thal, unter dieser schönen Natur, die zarte Seele Tasso's sich entwikeln mufste, wie sie sich in seinen Gedichten darstellt. Wenn er uns Armidens Zaubergärten schildert, so mag er manchen der Züge, welche uns so lebendig anlachen, aus seiner Vatergegend genommen haben.

Der Wind wurde, wie wir uns Capri eben

nähern wollten, immer stärker. Unsre Seeleute getrauten sich nicht die Insel zu erreichen, und liefen, ob es nun nöthig war, oder nicht, weifs ich nicht zu entscheiden, in Massa ein. Dieses kleine Dörfchen liegt einige Meilen von dem Vorgebirge entfernt, dem es den Namen gegeben hat (Capo di Massa). Seine Häuser ziehen sich an den Bergen hinauf, welche gut angebaut, und ziemlich fruchtbar zu seyn scheinen. Meist zwar von Fischern bewohnt, scheint die Bauart der Häuser einigen Wohlstand anzuzeigen; allein die Bewohner versicherten es uns selbst, dafs sie sehr arme Leute seyen. Und wenn wir dem Mangel, welcher in der Schenke herrschte, glauben durften, so hatten sie keine Unwahrheit gesagt. Bange war es uns vor dem Gedanken, bange, in derselben eine Nacht zuzubringen, und wenn ein Tempel des Oeolus hier gewesen wäre, so hätten wir ihm wohl recht gerne ein Stük von dem

Eierkuchen geopfert, welcher unser Mittagsmahl ausmachte, damit er uns mit gutem Winde seegnen möchte. Aber auch ohne dieses neigte er sein Ohr zu unsern Wünschen, und nachdem wir einige Stunden hier zugebracht hatten, ward das Meer wieder ruhiger, dafs wir noch diesen Abend Capri zu erreichen hoffen durften.

Die Zeit, welche wir hier zubraehten, unterhielten wir uns indes so gut es gehen mochte. Ein Spaziergang auf die Höhen, wo wir uns im Schatten eines Oelbaums lagerten, und die Unterhaltung mit einigen Seeleuten, welche sich in unserer Schenke einfanden, vertrieben uns einige Stunden. Es war besonders einer unter denselben, der auch in seinem Kreise die Rolle des Buffone darstellte, welche man in den höhern Zirkeln dieses Landes so häufig antrift. Mit einer Thersitesgestalt verband er eine Menge lächerlicher Bewegungen, womit er alles,

was er sagte, begleitete. Mit Sprüchwörtern und Spottreden vergalt er uns die Gläser Weins welche wir ihm einschenkten. Und als wir uns einschifften, kam er auch so wenig aus seiner Rolle, dafs er uns noch in der Ferne den freundlichen Wunsch nachrief: Iddio vi faccia tutti schiavi *)!

Nach einer Fahrt von etwa einer Stunde landeten wir an unserm Eiland. Es senkt sich hier nach und nach bis an die Meereswellen herunter, und gestattet da die einzige Ansicht seines Innern. Von Marina an, so heifst eine Anzahl am Landungsplaze stehender Häuser, steigt das Land terrassenmäfsig in die Höhe. Auf der Ostseite machte sich, durch eine nicht allzusteile Erhöhung der Berg, mit den Ruinen der Kaiserpaläste, von dem Thale los; auf der andern steht die ungeheure Felswand, welche Capri von Anacapri trennt, wie eine gewaltige Mauer

*) Gott mache euch alle zu Sklaven!

da, die sich von einem Ufer zum andern hinstrekt. Zwischen diesen beiden Bergen liegt das freundlichste Thälchen, das die Natur auf allen Seiten, wie zum Wohnsiz eines der Welt entflohenen liebenden Paars, umschirmt, und zu welchem sie nur Einen Zugang offen gelassen hat, um es finden zu können. Oben in demselben liegt das Städtchen Capri, das durch die sonderbare Bauart seiner Häuser einen wunderbaren Effekt hervorbringt. Weiter hinauf wird die höchste Linie des Thals durch einen runden Hügel angenehm unterbrochen, auf welchem ein altes Castell, und, wenn ich nicht irre, ein Nonnenkloster liegt. Das Ganze ist vortreflich und mannigfaltig angebaut; überall durch die Felder sind freundliche Häuser zerstreut, und ohngefähr in der Mitte der Anhöhe liegt die Villa Thorold, wo wir wohnen.

Besonders gefällig war die Ansicht des

ganzen Thälchens, als wir ankamen. Die Sonne stand ihrem Untergange nahe am Himmel. Nur einen kleinen Theil desselben trafen ihre Strahlen. Im ernsten Schatten lag das Uebrige da, sanft beleuchtet aber war der Vodergrund. Schwarz stand die Felswand von Anacapri, hinter ihr hervor zog sich eine Spize von Ischia, in purpurnen Dunst gehüllt, und schlofs sich an das Vorgebirge von Misene, das nur noch, wie ein ferner Nebel, sichtbar war. Von den Balkons unserer Wohnung genossen wir lange noch dieses schöne Schauspiel, bis sich die Sonne nach und nach in das Meer untergetaucht hatte, und die Nacht immer stärker von Anacapri herunter sank.

Capri, den 27.

Die vortreflichste Milch war heute unser Frühstük. Die ganz eigene Vegetation der Insel giebt ihr einen Wohlgeschmak, den

sie nur auf den Schweizeralpen hat. Herrlich gestärkt durch dieses in Italien so seltene Getränk, sezten wir uns auf unsere Esel, um die Reise nach Anacapri anzutreten. Anfangs windet sich der Weg durch die Gärten des Thals langsam in die Höhe, bis er, näher gegen die Felswand und das Meer zu, desto steiler wird. Wir waren sehr begierig auf die sogenannte Scalinata, vor der uns die Fragmente über Italien etwas bange gemacht hatten. Wir fanden uns aber in unserer Erwartung, wenigstens in so fern, getäuscht, als wir auch nicht die geringste Gefahr auf diesem Wege fanden. Zik zak steigt die Treppe freilich steil genug in die Höhe; aber die Stufen sind niedrig und gut erhalten, und auf der Seite gegen das Meer zu bildet eine etwa drei Fufs hohe Mauer eine sichere Brustwehr gegen die Abgründe. Wir waren abgestiegen, und machten die 500 Treppen zu Fufs. Wer sich nicht ent-

schliessen kann hinauf zu reiten, dem kostet das beständige Steigen freilich Anstrengung genug. Bei jeder Wendung der Treppe indefs kann man Halt machen, und man thut dies um so lieber, weil sich von jedem dieser Ruhepunkte aus immer eine schöne Aussicht eröffnet. Auch steht eine Kapelle unterwegs, welche in mir die Vergleichung mit der Via crucis erwekte, mit der diese Treppe freilich in Hinsicht auf den Schweis und die Brustanstrengung, so sie uns kostete, Aehnlichkeit hatte. Indes fanden wir uns doch reichlich belohnt, als wir die ganze Felswand erstiegen hatten. Wir traten, wie durch einen Zauberschlag, in ein paradiesisches Ländchen, welches mir beim ersten Anblik die Jugenderinnerung an die Insel Felsenburg wieder erwekte. Um den Berg der obern Insel zieht sich eine Streke von vortreflich angebautem Lande hin, welches von der Natur mit aller Güte gesegnet ist.

Durch die Felder sind die Wohnungen der Bewohner zerstreut, und man wandert um so lieber durch dieselben hin, als die leztern einen Karakter von Wohlhabenheit und Reinlichkeit darstellen, wie man ihn nirgends in Italien findet. Ohne indes noch weiter in diese Gefilde einzudringen, sezten wir auf unsern Eseln sogleich die Bergreise weiter fort, um den Monte solare, den höchsten Punkt dieses Eilandes, zu besteigen.

Da hinauf ist aber der Weg sehr beschwerlich. Er geht beständig über steinigtes Heideland in die Höhe; allein die Wohlgerüche welche der Majoran und andere aromatische Kräuter verbreiteten, die zwischen den Steinen blühten, hielten uns einigermafsen für unsere Mühe selbst auch dann schadlos, als wir noch den beschwerlichsten Theil des Weges zu Fufse machen mufsten. Aber man hat ja das Ziel vor dem Auge, und so lange sich der Mensch mit beständiger Hinsicht

auf einen Zwek abmüht, so achtet er der Mühe nicht. Je näher wir ihm kamen, desto höher hob sich die Spize; aber wir schritten immer rüstiger voran, je steiler der Weg wurde. Sonderbar genug ist es, und die Meinung, die ganze Insel seye von Grotten unterhöhlt, bestätigend, dafs wir bei jedem starken Fufstritt es hohl unter uns tönen hörten. Unangenehm aber war es uns, als sich nach und nach, noch ehe wir die Spize erreicht hatten, Nebel aus der Tiefe erhoben, und das Haupt des Berges umhüllten. Denn gerade die Aussicht von demselben ist der Lohn der Mühe, ihn zu ersteigen, und um diesen Lohn auch hatten wir uns ihr unterzogen. Allein bei dem Wechsel der Winde, und bei der immer mehr sich vergrösernden Sonnenhize, hofften wir doch noch auf eine glükliche Aenderung, und gaben die Hoffnung auch nicht auf, da wir uns auf der Spize ganz in Wolken einge-

hüllt sahen. Ja es hatte etwas Erhabenes, über diese Wolken hinweg in die klare See hinunter zu bliken, dafs mich dieses Spiel der Natur nicht im geringsten reuete. Es ward vielmehr abwechselnder, je länger wir uns verweilten. Denn ob sich gleich anfangs ein dichter Nebelschleier über die ganze Insel hingelegt hatte, und Wolkenstreife in der Tiefe uns die Aussicht auf das feste Land trübten, so rifs er doch an manchen Stellen plözlich hinweg, und zeigte uns das Inselland nur um so frischer, und so — wenn man das Höchste mit dem Gemeinen vergleichen dürfte — als wäre man mit einem nassen Schwamm über dasselbe weggefahren. So zeigten sich plözlich auf der einen Seite des Berges die fröhlichen Gefilde von Anacapri, am Rande von der heitern See umkränzt; auf der andern aber stürzte sich ein tiefer Abgrund auf zakichte Felsen hinab, vor denen es dem Auge selber bangte. Weiter

hin stellten sich, wie durch einen trüben Flor, die entferntern, in das Meer hinein gepflanzten Felsen dar, und die Sonne, welche durch den Nebel in die Fluthen schien, bildete ein höchst eigenes Lichtspiel, das die Feder eben so wenig beschreiben, als es der Maler malen könnte. Die Insel glich von dieser Seite einer Festung, welche die Natur selbst gewaffnet hat; denn die Felsen waren eben so viele Palisaden, an die sich gewifs kein Angriff wagen wird. Eben so schnell ward auf einmal der Vorhang aufgezogen, welcher bisher die Seeküste, von Gaeta an bis nach Salerno hinunter, verhüllt hatte. Um so überraschender, da sie sich eben so schnell zeigte, als wieder verschwand, war diese Aussicht, und wie die Phantasie das, was das Auge nur plözlich vorüber eilen sah, mit so brennendern Farben ausmalt, so däuchte mir auch, was ich hier gesehen hatte, um so idealischer, und es prägte sich mei-

nem Gedächtnisse darum desto tiefer ein, je plözlicher entstehend und wieder verschwindend die Erscheinung gewesen war.

Auf der südlichen Spize des Berges von Anacapri steht die Wohnung des Einsiedlers, welche wir nun besuchten. Der Alte begrüfste uns mit einem Handkufs, dessen wir uns nicht erwehren konnten. Er führte uns durch die Kapelle in seine ärmliche Wohnung, von der aus man das Thal der untern Insel, wie einen grofsen Garten, überschaut. Armuth, Nebel und Winde waren es hauptsächlich worüber er klagte, und das Auge konnte sich leicht genug überzeugen, dafs seine Klage gegründet war. Für einen Mann, welcher das Puppenspiel des Lebens in der Einsamkeit betrachten wollte, wäre hier der Standpunkt. Die Aussicht auf die kleine Insel, auf das seegelreiche Meer, auf die Küsten von Sorrento und Salerno, und auf den ungeheuren Ameisenhaufen von Neapel,

noch mehr aber das vielfache Spiel der Natur, könnten ihm, bei einem reichen Schaze von Erfahrungen und Naturkenntnissen, den schönsten Stoff zum Nachdenken geben, wenn die Leidenschaft in seinem Innern eben so ruhig wäre, wie sie sich in dieser Entfernung ihm von Aussen darstellt. So aber sieht er in einer landenden Barke nichts anders, als die Fische, oder die Fremden, welche sie bringt, von denen er sich ein gutes Mittagessen, oder ein reichliches Trinkgeld verspricht.

Der ganze Monte solare, den wir nun wieder herabgestiegen waren, ist im höchsten Grad wild und unfruchtbar. Zwischen den weissen Steinen nur wuchert üppiges Heidekraut, welches da oben eine ungewöhnliche Höhe erreicht, und am Felsen schon die wollüstige Vegetation des Bodens verkündigt. An dem Fuse des Berges aber, der den Insulanern, wie den alten Egiptiern ihre Pira-

miden, als Stundenweiser dient, legt sich eine Streke des fruchtbarsten Landes hin. Noch etwas in der Höhe schon kann sich das Auge an diesem lieblichen Erdstrich nicht satt sehen, welches in einer Höhe von mehr als 1000 Fufs über die Meeresfläche erhaben, in einer hohen Ruhe da liegt, der das Treiben des festen Landes gänzlich fremd ist. Je weiter man in das angebaute Feld hineintritt, desto gröfser wird die Veränderung. Alles, bis auf die Linien der Felder, hat hier einen so ganz eigenen Karakter, dafs man in einen andern Welttheil zu kommen wähnen müfste, wenn man nur einen Augenblik das Ufer von Neapel mit seinem weissen Häuserkranz aus dem Auge verlieren könnte. Ueberall zeigt sich nichts als Ordnung, Wohlstand und Reinlichkeit, und die Felder, die Wohnungen und die Menschen, stellen diese drei Vorzüge gleich deutlich und liebenswürdig dar. Die Häuser, welche

meist im Felde stehen, scheinen Landhäuser zu seyn, die man eigens zum Vergnügen angelegt hat, und ihre Bewohner kommen einem wie Menschen vor, welche zur Lust auf dem Lande leben. Nichts ist freundlicher, nichts einladender, als eine Wohnung in Anacapri. Die vielen Steine des Erdreichs sind zu zahllosen Mauern aufgeschichtet, die das Eigene von dem Fremden scheiden. Eine solche ziemlich hohe Mauer trennt den Hofraum des Hauses von der Strafse. Eine grofse Thüre führt durch dieselbe gerade nach der untern Halle des Hauses hin, das durchgängig, und jedes weifs getüncht, schon von der Strafse aus zum Besuch ladet. Aber der Weg über den Hofraum hin, welcher mit Estricht übergossen ist, verführt noch mehr einzutreten. Er ist auf beiden Seiten von runden, weifs gemauerten Säulen umgeben, die, im einfachen Style gearbeitet, eine Art von Portikus bilden, dessen Deke

aus Rebenlaub besteht. Die Dächer der Häuser sind alle gewölbt, heben sich oben ganz flach, halbrund in die Höhe, und erinnern an die Bauart der Barbarei. Beinahe alle haben freistehende Balkons, auf welchen die Weiber, wenn es die Sonne erlaubt, mit ihrer Arbeit sizen. An manchen geht die steinerne Treppe von aussen in die Höhe, und das Ganze gewinnt dadurch ein gewisses luftiges Ansehen, als ob man hier eben so sehr vom Wechsel des Wetters und der Jahrszeit, als vom Treiben und Jagen der übrigen Welt entfernt wäre.

Der höhere Grad von Wohlstand, in welchem die Bewohner von Anacapri leben, stellt sich besonders liebenswürdig in ihrer Kleidung dar. Es war Sonnabend, also der Tag, wo es der gemeine Mann sonst mit der Reinlichkeit seiner Wäsche nicht mehr so genau zu nehmen pflegt, und dennoch bemerkte ich, dafs diese, an den Weibern

besonders, noch blendend weifs war. Ueberhaupt aber zeigt sich in ihrer Kleidung nicht die Armuth der Bewohner des niedrigen Theils der Insel. Unter diesen kann man keinen Schritt thun, ohne von Bettlern umringt zu seyn, da oben aber wird man von Schaaren neugierigen Kinder verfolgt, welchen die Erscheinung eines Fremden etwas neues ist. Aber keines strekt einem die Hand bettelnd entgegen; höchstens bieten sie einen Vögel zum Kauf an, und wir machten uns oft das Vergnügen, einen solchen armen Gefangenen für die Freiheit loszukaufen. In den Gesichtern dieser Kinder ist der tief ausgeprägte Nazionalkarakter der Bewohner von Anacapri mit wunderbarer Uebereinstimmung ausgedrükt; wir konnten in demselben die schönen Züge aber nicht erkennen, welche der Fragmentist über Italien findet. Vielmehr glaubten wir in den Formen überhaupt viel Ausdruk von Kraft, in den Ge-

sichtern hingegen auch eben so viel Stumpfsinn zu bemerken.

Wir sezten unsern Weg bis zu der Nordspize der Insel fort. Es sind hier noch einige elende Ruinen, die man Trümmer einer Villa von Tiberius nennt. Ueberhaupt aber giebt man auf dieser Insel jedem alten Gemäuer, das man sonst nicht mehr zu benennen weifs, den Namen dieses Kaisers, welcher in der verdorbenen Sprache der Insulaner Temberio heifst. Aufser höchst unbedeutenden Mauern, und einem kleinen Stük Fufsbodens von mosaischer Arbeit, sind nur zwo Cisternenöffnungen vorhanden, welche, in einer Entfernung von etwa 20 Schritten, unter der Erde mit einander zusammenhängen. Unter den vielen in dieser Gegend zerstreuten Trümmern erkennt man doch manches nicht ganz unbedeutende Fragment von Verzierungen und kostbaren Steinen, woraus man mit Recht auf die Pracht des Gebäu-

des schliessen darf, welches hier gestanden hat.

Wir kamen gerade gegen Mittag wieder in unsere Wohnung, im untern Theil der Insel, an. Gleich nach Tisch aber machten wir uns wieder auf, um die südliche Bergspize zu ersteigen.

Dieser Berg, welcher nun fast ganz unangebaut da liegt, war in den alten Zeiten der glänzendste Punkt der Insel. Hier befanden sich die zwölf Villen der höhern Gottheiten, welche von der Jupitersville, die Tiber selbst bewohnte, und auf der höchsten Spize des Berges lag, beherrscht wurden. Statt der ehemaligen prächtigen Strafse, die da hinaufführte, geht man jezt auf einem engen steinigten Pfade in die Höhe, welcher selten mehr als Einen Wanderer fassen kann. Ueberall am Wege sind Trümmer, und besonders noch viele Gewölbe zu sehen, die man, nach der gewöhnlichen Weise der Italiener, alle

solche Mauren, deren Bestimmung man nicht mehr genau weifs, wenns auch nur zehen sind, doch hundert zu nennen, le cento camerelle di Tiberio, getauft hat.

Das Meiste aber ist dennoch verschüttet, und Hadrawa's Grabungen haben wenig gefruchtet. Am bedeutendsten sind noch die Trümmer der Jupitersvilla, welche dem Anschein nach, und dies erst in neuern Zeiten, mit Gewalt zerstört worden ist. Auf der Spize des Berges hat sich ein Einsiedler angebaut, den wir seiner Kleidung nach für einen Husaren gehalten hatten. Eine braune, roth und grün gestikte Jake, eine rothe Müze, braune Pantalons und hohe Stiefeln waren der Anzug, in welchem er uns hinter den Steinen hervor entgegen kam. Er schien ein schöner Geist zu seyn, denn er hatte sein Häuschen über und über mit Versen bemalt, welchen wir es wohl ansehen konnten, dafs er sie selbst verfertigt hatte.

Die meisten derselben erinnerten an Hinfälligkeit und Sterblichkeit; die übrigen ersuchten den Wanderer um eine Gabe, welche ihm die harte Lebenslast leichter machen sollte. Nur in einigen beklagte er sich bitter über das Gesez, welches ihm immer magere Kost anbefiehlt. Er hatte aber überall Neze zum Vogelfang ausgestellt.

Von dieser Spize herunter stürzt sich der Berg beinahe senkrecht in die See hinab. Obgleich nicht der höchste Punkt der Insel, so geniefst man doch von hier aus eine der schönschen Aussichten, die man sich denken kann, und man ist eben nicht in Versuchung, den Kaiser Tiberius über seine Wahl zu tadeln. Ueberhaupt drängt sich einem auch hier, wie in Bajæ und den Gegenden von Tivoli u. s. w. die Bemerkung auf, wie vortreflich die Alten die Pläze für ihre Landhäuser gewählt haben. Hier, wo sich alles vereiniget was die Natur Schönes

und Grosses darstellt, wo er so leicht Alles vereinigen konnte, was Kunst und Wissenschaft hervorbringt, im Genusse der reinsten, und während der höchsten Sonnenhize kühlendsten, Berglüfte, umgeben von Allem was die Sinnen reizen und befriedigen kann, und in der Lage, seinen Wohnsiz, wenn's ihm gefiel zu verändern — hätte sich freilich ein schöneres Resultat aus des Kaisers Leben in Capri ergeben sollen, als es uns die Geschichte darbietet. Vielleicht war es aber gerade diese Einsamkeit, welche seinen Karakter entwikeln mufste; denn dafs sich hier die römische Welt nicht so sehr um ihren Herrscher versammelte, wie in Bajæ, beweifst schon der enge Raum der Insel, so wie die weit geringere Anzahl ihrer Trümmer.

Von dieser Felswand zog sich in ältern Zeiten eine Treppe bis zur See hinab, von der man heutzutage noch einige Stufen erkennt, und welche immer noch für einen

kühnen Kletterer gangbar ist. Dadurch, so wie noch durch andere Treppen, besonders in Anacapri, wird die Meinung widerlegt, dafs dieses einzig und allein durch die Scalinata zudränglich seye. Der Wachtelfang schon würde mehrere Wege nöthig machen, da die meisten Neze am Seeufer aufgestellt sind, und diese Jagd einen der vornehmsten Erwerbszweige der Einwohner ausmacht.

Statt dafs man sonst so gerne den Blik in die Zukunft hinaus richtet, schaut man auf merkwürdigen Pläzen, wie diese Insel ist, in die Vergangenheit. Es kostet einer etwas lebhaften Phantasie sehr wenig, aus diesen Trümmern die Paläste der Vorwelt wieder emporsteigen zu lassen, diese engen Feldwege in prächtige Strafsen, diese mit indianischen Feigen überwachsenen Steinfelder in reizende Gärten umzuschaffen. Aber kurze Zeit nur dauert das Luftbild, und die Zauberinsel sinkt wieder zum Aufenthalt einiger

Tausende herab, welchen es sauer genug wird des Lebens Last zu ertragen.

Sehr ergiebig sind die angebauten Stellen der Insel, aber ihre Produkte werden zu theuer verkaufst, als dafs der Arbeiter selbst sie geniefsen dürfte. Der Wein, das Oel, welches er pflanzt, werden nach Aussen verführt, und der erste besonders gehört unter die geschäztesten Weine des Königreichs. Von den vielen Fischen welche sie fangen, von den zahllosen Wachteln, deren sie oft in einem Tage 30 — 40,000 in ihren Nezen finden, und welche im Durchschnitt das Stük zu 3 — 4 Gran verkauft werden, kommt ihrem Gaumen wenig genug zu gut; die nahe Hauptstadt verschlingt das Alles, und der Bewohner von Capri nährt sich fast einzig und allein mit Kräuterwerk. Das Brod, welches er von aufsen kaufen mufs, verzehrt den meisten Gewinn, und was übrig bleibt, davon mästet sich eine Anzahl von Mönchen,

welche sich in der reinen Inselluft wie Unkraut vermehren. Die Gerechtsame derselben hindern sogar die völlige Benuzung des Bodens, indem der zarte Oelzweig nicht überall vor den Klosterziegen gesichert ist.

Neapel den 28.

Diesen Morgen machten wir uns früh auf, um die Reise zu Wasser um die Insel herum zu machen. Wir haben sie auch in etwa 3 — 4 Stunden in unserer von vier Ruderern bewegten Barke geendigt, und ich rathe Ihnen, wenn Sie ja nach Capri kommen, diese Fahrt ja nicht zu versäumen.

Wir fuhren zuerst nach der südlichen Spize. Das Ufer bis dahin war zwar auch sehr steil; aber ohne grofse Formen. Sie vergröfserten sich inzwischen gegen die Spize zu, auf welcher die sogenannte Villa Jovis steht. Die Höhe ist hier erstaunlich, und da sollen ehemals die Verbrecher herunter

gestürzt worden seyn, an denen es freilich unter der Regierung eines Tirannen nicht fehlen kann. Man bemerkt hier einige Höhlen, welche aber unzugänglich sind, und leicht mit andern, die wir später bemerkten, zusammenhängen dürften.

Weiter um die Spize herum wird das Ufer wilder, werden die Gebirgsformen abentheuerlicher. Ueberall sieht man Oeffnungen und Tuffsteingrotten, worunter die della Matromania — und nicht del Matrimonio, wie sie auf Herrn Rehbergs Blatt, das sie darstellt, genannt wird — besonders ins Auge fällt. Man kann in derselben landen; allein wenn die See hoch geht, wie es während unserer Fahrt der Fall war, so ist nicht Raum genug da, um darin zu stehen. Eine Felswand begränzt sie bald; aber über ihr thut sich eine weite Oefnung ins Dunkel auf, welche mit Tuffsteinzaken, wie mit Zähnen, eingefafst ist, und sie dem

Maul eines ungeheuren Thieres vergleichbar macht. Sie ist übrigens ebenfalls unzugänglich, und dürfte sich wohl bis über den Monte solare erstreken, welcher unter unsern Tritten hohl ertönte.

Am malerischsten wird das Gebirge in der Mitte der ganzen Länge der Insel. Hier ist es an manchen Orten in lauter Piramidalformen ausgezakt, welche, gleich Palisaden, eine hinter der andern, stehen. Dabei sind viele Felsen senkrecht ins Meer hinein gepflanzt, und bilden mit den Schluchten des Ufers und den branden der Wogen fürchterliche Kontraste. Einer davon, den die Schiffer il Faraleone nannten, bildet ein grosses Felsenthor, durch welches wir mitten hindurch fuhren. Gewaltig drang die Strömung aus demselben gegen uns her, die Wellen thürmten sich uns von innen her so sehr entgegen, dafs wir weit unter der Meeresfläche schwebten. An diesen Zaken,

so wie in den vielen Grotten, welche sich in die Insel hinein gewühlt haben, bricht sich das Wasser mit furchtbarer Gewalt, und bildet Töne, welche dem entfernten Kanonendonner gleichen, und die wir auf dem Berge auch wirklich dafür gehalten hatten.

An dem Ufer hin erblikt man noch hie und da alte Mauern, welche beweisen, dafs hier ehmals auch Gebäude gestanden sind. Ueberall sind Neze zum Wachtelfang ausgestellt. An vielen Orten steigt man, wiewohl gefährlich genug, ans Meerufer herab.

Mit der nördlichen Spize wird das Ufer wieder niedriger, die Bergformen gemeiner. Anacapri senkt sich hier tief herunter, und seine herrlich angebauten Flurcn werden dem Auge freudig sichtbar, das schon lange nichts als die See und die wilden Steine gesehen hat. Ehe man wieder auf dem Landungsplaze zurük ist, kommt man erst an einigen

unbedeutenden Trümmern alter Landhäuser vorüber, in welchen Hadrawa einst graben liefs.

Wir fuhren Nachmittags wieder nach Neapel zurük. Einige Stunden vor Mitternacht kamen wir da an, nachdem uns der ungeheure mit beleuchteten Häusern umgebene Uferbogen lange genug erfreut hatte.

Neapel, den 12. *April* 1804.

Was ich in einem meiner vorigen Briefe über das italienische Theater gesagt habe, hat Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie verlangen von mir eine ausführliche Darstellung der italienischen Schaubühne überhaupt. Aber mufs ich nicht fürchten, Ihre Geduld zu ermüden, wenn ich Ihr Verlangen in dem Umfange zu erfüllen suche, welchen der reiche Gegenstand, und die Sparsamkeit womit die Reisebeschreiber sonst über denselben zu sprechen pflegen, zu erfodern scheint? Werden Sie es sich gefallen lassen, eine Reihe von Briefen über eine Bühne zu lesen, über welche man im Auslande zum Theil gar keine, zum Theil die falschesten Begriffe hat? Wenn ich nicht hoffen könnte, Sie in meiner Darstellung eben so gut manchen bedeutenden Blik gleichsam ins Herz der Nazion thun zu lassen, als

Sie durch mancherlei komische Züge zu unterhalten, so würde ich mich begnügen, die italienische Schaubühne nur von den falschen Vorstellungen zu retten, welche man sich gewöhnlich von ihnen macht.

Lassen Sie mich zuerst von der Menschenklasse reden, welche die italienische Schaubühne ausmacht.

Die Meisten, welche sich in Italien der Bühne wiedmen, sind entweder Leute die sonst kein Gewerbe verstehen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen; oder solche, die bereits mehrere Stände mit schlechtem Glük durchlaufen haben; oder Kinder von Schauspielern, welche schon beinahe in der Wiege, wohl gar schon vor derselben, auf dem Theater erschienen sind. Ein Theil von ihnen ist auch aus gewissen Provinzen, besonders des obern Italiens, gehürtig, die seit uralten Zeiten in dem Rufe eines guten Humors stehen, und entweder wizig genug

sind, andre zum Besten zu haben, oder gutmüthig genug, sich von andern zum Besten haben zu lassen. Es sind natürlich diejenigen Gegenden, in welchen mehrere der italienischen theatralischen Masken entstanden sind, die dieses Vorrecht geniessen, und die Bühne des Landes am reichlichsten bevölkern. Lassen Sie mich Ihnen nichts davon sagen, ob der Lebensgang solcher Leute gerade zu einem guten Schauspieler führen könne. Aber Sie sehen, wie vielen Einflufs er auf die Moralität des Standes haben mag. Man darf, ohne Unrecht zu thun, behaupten, dafs die Schauspieler Italiens im Ganzen die verächtlichste Menschenklasse ausmachen. Alles Leute ohne Erziehung und Geistesbildung, mit der Niederträchtigkeit, welche so häufig durch eine drükende Lage erzeugt wird, und nicht selten in der öffentlichen Meinung durch zuvor begangene, niedrige Handlungen geschändet, ergeben sie

sich einem Stande, der ihnen einen matten Schimmer von bürgerlicher Existenz, dürftiges Auskommen, und reiche Zeit zum Müssiggange verspricht.

Gewöhnlich wird das Theater an einen Unternehmer (Impressario) vermiethet, welcher auf diese Art oft mehrere Theater in verschiedenen Städten des Landes inne hat. Dieser findet sich dann mit dem Führer (Direttore) einer Truppe ab, welcher die einzelnen Glieder derselben wieder in seinem Sold hält. Dieser Umstand, dafs erst der Theaterunternehmer auf den Führer der Truppe, und dieser auf die Schauspieler zu gewinnen hat, verbunden mit den höchst niedrigen Eintrittspreisen, hat für die Bühne selbst die allerschädlichsten Folgen. Ausser der grofsen Sparsamkeit, mit welcher die Dekorazionen, die Beleuchtung und das Orchester besorgt werden, sucht man natürlich den Schauspieler so wohlfeil als möglich zu

dingen, und der schlechtere wird oft genug dem Besseren vorgezogen, weil er sich mit einer geringern Bezahlung begnügt. Der schnelle Wechsel des Aufenthalts der Truppen, welcher an einem Orte gewöhnlich nur eine Iahrszeit (stagione) von höchstens drei Monaten dauert, verhindert natürlich dafs der gute Schauspieler durch fortdauernden Beifall seines Publikums sich dem Führer der Truppe unentbehrlich macht. Dieser aber begnügt sich gewöhnlich nur einige gute Subjekte in derselben zu haben, und ist mit einer reizenden ersten Frau (Prima donna) einem hübschen ersten Liebhaber, (primo amoroso) und einem tüchtigen Buffo höchlich zufrieden, um sich des Beifalls seines Publikums zu versichern. Nicht selten ist eine einzige schöne Frau im Stande, die sonst erbärmlichste Truppe wirklich in Glanz zu erhalten. Denken Sie sich, welchen Einflufs alle diese Umstände auf die

Kunstbildung des ganzen Standes haben mögen.

Die übrigen Glieder der Truppe sind sodann aber auch meist die erbärmlichsten Wichte, welche Sie sich nur denken können. So wie gewöhnlich die ersten Frauen derselben nicht blos ihre Kunst, sondern auch ihre Gunstbezeugungen, an den Meistbietenden verhandelt haben, so gewinnen sich die Weiber vom niedrigen Range bei derselben blos durch ein Gewerbe ihren Lebensunterhalt, das sich so leicht mit diesem Stande verbindet. Die männlichen Glieder der Truppe lassen sich zu dem jenem Gewerbe verwandten Amt des Mittelmannes gebrauchen, und verschmähen nicht leicht eine Art sich etwas zu gewinnen. Sie machen die falschen Spieler, sizen den ganzen Tag auf dem Kaffeehaus, und harren der Neulinge, welche sie auf eine höfliche Art berauben können. Häufig sind sie Dichter in allen möglichen Weisen,

die für ein gutes Abendessen ihre Begeiste-
rung verdingen, und im Stegreifgesang die
Tugenden ihres Wirths bis zu den Sternen
erheben. Die nächste beste Hochzeit oder
Kindtaufe vergleichen sie für eine Kleinig-
keit mit Thetis Hymenäen oder Alexanders
Geburt. Sie verschmähen nicht leicht ein
Mittel, das unfreundliche Glük zu fesseln.
Statt sich durch Sparsamkeit und regelmäfsige
Auffführung eines mäfsigen Auskommens für
die Tage des Alters zu versichern, werfen
sie ihren lezten Heller in den Glükstopf,
um sich durch das verderbliche Lotto zum
reichen Manne zu machen. Aus gleicher
Absicht fanden auch die Revoluzionsideen
unter diesem Stande so leichten Eingang.
Mancher arme Schöps, der auf der Scene
mit Banknoten zu Millionen gespielt, und
so manchmal theatralisch für die Freiheit
gestorben war, oder gesiegt hatte, dachte
sich die Rolle eines Brutus so leicht, um

auf derselben zu der des Krösus aufzusteigen.

Diese Schilderung ist von dem ganzen Stande gewifs nicht übertrieben, ob ich gleich weifs, dafs es auch sehr achtungswerthe Glieder unter demselben in diesem Lande giebt. Zum Theil von solchen selbst habe ich die angegebenen Züge erfahren, und ihre frommen Wünsche für die Verbesserung ihres Standes geben ihnen in dem Auge der Vernünftigen eine um so ehrenvollere Ausnahme, je seltener sie unter demselben sind. Aber auch ihnen wird es schwer genug, sich über ihren Stand zu erheben, und sich eine Achtung zu gewinnen, welche sich derselbe so selten zu verdienen sucht. Ihre übrigen Handwerksgenossen hingegen sind so wenig geachtet, dafs sich jede gute Gesellschaft schämen würde, sie in ihren Kreis aufzunehmen. Die an ihnen hängende Verachtung hört zwar da auf, wo sie in Frankreich

ehmals anfing, im Grabe; aber es wird ihnen sauer genug sich bis dahin zu schleppen, wo jede Verfolgung sich endigen mufs.

Die Gründe der geringen Achtung, in welcher die Schauspieler in Italien stehn, liegen grofsentheils in dem bereits angeführten gewöhnlich so verächtlichen Charakter derselben. Unter den Erinnerungen ihres vergangenen Lebens, und den ewigen Kämpfen mit den nothwendigsten Bedürfnissen, gelangt der Schauspieler kaum zu einem Gefühle seiner selbst. Er wird hieran noch durch den Leichtsinn verhindert, mit welchem die Würde des Theaters jeden Augenblik von den Besizern desselben verlezt wird. In den Adventszeiten wird die Bühne nicht selten von Seiltänzern und dergleichen andern lustigem Volke besezt. Einmal sah ich sogar ein Schauspiel von abgerichteten Hunden und Affen auf den nehmlichen Bretern aufgeführt, auf welchen kurz nachher die

ersten Sänger Italiens erschienen sind. Ich brauche Ihnen nur den von Athenæus (B. 1. K. 16.) erzählten Zug anzuführen, um Ihnen durch einen auffallenden Kontrast den Mangel an Selbstachtung anschaulich zu machen, zu welchem die Italiener ihre Schauspieler verurtheilt haben. Die Athener erlaubten einst dem Marionettenspieler Pothinius, auf dem Theater seine Künste zu zeigen, wo sonst die ersten Meisterwerke der griechischen Bühne gegeben wurden; da verliessen Euriclides und Aeschylus, voll Unwillens über diese Verlezung der Würde des Hauses, ihre Size, und giengen weg.

Eine Stufe höher in der Meinung des Volks, aber in der Achtung der Rechtschaffenen gewifs nicht, steht die Klasse der Sänger und Tänzer. Unter den erstern zeichnen sich besonders die Kastraten durch eine Menge von Lastern aus, welche sie zu den gefährlichsten Menschen machen. Mit der

niedrigsten Feigheit und Schwäche verbinden sie einen Uebermuth und ein hochfahrendes Wesen, das an einem Halbmann unerträglich ist. Selbst der sonst so achtungswerthe Sänger Marchesi, liefs das für ihn höchst freigebige Publikum von Livorno seine Verachtung einst auf eine so übermüthige Weise fühlen, dafs er von demselben beinahe todtgeschlagen wurde. Sie hatten ihn zuvor fast vergöttert. Allein sie äufserten einst ihren Unwillen über seine Launen auf eine vielleicht etwas derbe Weise, und er rächte sich dafür dadurch, dafs er mehrere Abende lang immer die Worte an das Publikum absang: stoccafisi! baccalà! (Stokfische! Stokfische!) zween Ausdrüke, womit man sich im übrigen Toskana über die Livorneser lustig zu machen pflegt. Eine dieser ganzen Menschenklasse eigene Neigung und Geschiklichkeit für die Intrigue bringt nicht selten eine gefährliche Verwirrung unter die

höhern Stände, mit denen sie leben, und macht das Theater selbst zu einem unaufhörlichen Schauplaz von Streitigkeiten und Verfolgungen. Geschmeidig bis zum tiefsten Kriechen, wo sie einen Höhern vor sich haben, lassen sie den Niedrigern ihren Hafs und ihre üble Laune auf die ausgelassenste Weise fühlen. Ihrem unnatürlichen Ilange zu allen Ausschweifungen der Wollust kommt ihr unerklärbares Glük, die Weiber beinahe überall auf ihrer Seite zu haben, zu Statten; und der unbegränzte Beifall, welchen die vorzüglichern Künstler unter ihnen geniefsen, kommt noch hinzu, um aus diesen Leuten die unerträglichsten Menschen zu machen. Lassen Sie mich Ihnen nur ein einziges Beispiel von dem lächerlichen Stolze eines Kastraten anführen, das als charakteristisch für diese ganze Menschenklasse gelten kann.

Der Sänger Balthasar Ferri aus Pistoja hatte sich zu seiner Zeit durch sein Talent

die allgemeine Bewunderung von ganz Italien erworben. Wo er hinkam ward seine Ankunft und sein Aufenthalt auf das ausgelassenste gefeiert. Wo er durch die Stadt fuhr regneten Blumen auf sein Haupt. Als man ihn einst in Florenz erwartete, fuhren ihm die Vornehmsten der Stadt gegen drei Meilen weit entgegen. Ein Ritterkreuz erhob ihn fast beispiellos über seinen Stand. Geschenke und unverhältnifsmäfsige Bezahlung bereicherten ihn so sehr, dafs er noch in guten Jahren das Theater verliefs, und sich in der Gegend von Neapel ankaufte. Ueber seinen im kostbarsten Geschmak ausgezierten Palast liefs er die Worte schreiben: Amphion Thebas, ego domum. Aber ein wiziger Kopf züchtigte seinen Hochmuth durch die beissende Inschrift: ille cum, tu sine welche er unter sie sezte.

Die grofse Vorliebe der Nazion für den Kastratengesang hat bisher die abscheulichste

aller Verstümmlungen erhalten. Aber ein solcher Mensch wird — wenn er mehr als mittelmäfsig ist — auch reichlich genug für das Opfer entschädigt, welches er dem Lieblingsgeschmak seines Volks gebracht hat. Mit der Achtung, welche Männer genieſsen, wird ihm die Aufmerksamkeit zu Theil, womit die Frauen behandelt werden. Diese leztern interessiren sich selbst meist unbegreiflicher Weise für ihn. Man hat Beispiele von den heftigsten Leidenschaften, welche die Italienerinnen für die Kastraten gefaſst haben, und ich kenne selbst eine zwar schon verblühte, genuesische Dame aus dem Hause B . . . ., welche den Sänger Marchesi mit der zärtlichsten Zuneigung geliebt hat. Lange Zeit reifste sie ihm überall nach, wo er sang, und man darf in Rüksicht auf seinen allgemein bekannten achtungswerthen Charakter behaupten, daſs sie sich mit dem platonischen Genusse begnügen muſste.

Auf eine dauerhafte Art könnten die meisten Sängerinnen von vorzüglicherem Range ihr Glük befestigen, wenn sie die Jahre des Alters reiflich genug bedächten, und sich von einer Lebensart trennen wollten, die ihnen freilich, so lange sie jung sind, Alles gewährt, was ein leichtsinniges Weib nur immer wünschen mag. Auch eine minder vortheilhafte Gestalt gewinnt durch einen geschmakvollen Anzug, überhaupt durch die Künste der Theatertoilette, einen Reiz, welchem der wärmere Italiener selten widersteht. Kommen dann noch die Schönheiten eines rührenden Gesangs, oder bei Tänzerinnen, der anmuthigsten Bewegungen dazu, nun so ist er im Stande, eine Leidenschaft zu fassen, welche ihn alle andre Rüksichten vergessen läfst. Manche solche Frau hat ein glänzendes Glük durch eine vortheilhafte Heirath gemacht, und noch mehrere würden dies können, wenn ein vernünftiges Weib unter

dieser Klasse nicht so selten wäre. Aufser verschiedenen solchen Frauen in Florenz und Rom, kenne ich besonders eine in Genua, welche durch ihre verständige Aufführung ihren vorigen Stand wirklich vergessen macht. Ein vornehmer Patrizier dieser Stadt hatte die heftigste Zuneigung für sie gefafst. Aber was von den übrigen Weibern ihres Standes für den Reichen so leicht zu erhalten ist, wurde ihm nur unter Einer Bedingung zu Theil, welche ein zu grofses Opfer zu fordern schien. Er heirathete sie. Die junge Frau untersuchte sogleich den Vermögenszustand ihres Gatten. Sie fand die vielen Güter desselben mit den gröfsten Schulden belastet, und überzeugte sich bald, dafs nur die strengste Oekonomie sie retten könnte. Diese ward nun sogleich eingeführt. Sie versagte sich und ihrem Gatten die nothwendigsten Bedürfnisse, und lebte einzig und allein ihrem Plane, das Vermögen desselben

schuldenfrei zu machen. Ohne die sonstigen Vortheile der Weiber von Stande zu genieſsen, schränkte sie sich und das ganze Hauswesen auf eine höchst bürgerliche Weise ein, und brachte es auch nach mehreren Jahren dahin, ihrem Manne sagen zu können: wir sind schuldenfrei. Ihre ganze Lebensweise war von der Stunde ihrer Verheirathung an so regelmäſsig, daſs selbst die Verwandten ihres Gatten diesem am Ende gestehen muſsten, er hätte keine bessere Wahl treffen können.

Aber wie selten sind solche Beispiele von Vernunft bei Weibern, die, von Jugend auf dem Schmuz einer liederlichen Lebensart hingegeben, nur unter den Schmeicheleien verächtlicher Liebhaber zu einem undeutlichen Gefühle ihrer selbst, und zu einer übertriebenen Schäzung ihrer Vorzüge gelangen. Denn nichts geht über den Weihrauch, der einem solchen Weibe gestreut wird, wenn

sie mit ihrem musikalischen Talent noch eine reizende Gestalt verbindet. Die glänzendsten Feste werden ihr zu Lieb gegeben, bei welchen sich aber freilich nur Männer einfinden. Billington und Grassini wurden so kurze Zeit nach einander in Livorno gefeiert, und einige griechische Kaufleute liefsen der Einen zu Ehren sogar silberne Medaillen, sechs Paul — beinhe einen Thaler werth — schlagen, welche in den 150 mit Menschen angefüllten Logen des dortigen Theaters an Jedermann ausgetheilt wurden. Mit Gedichten sie zu feiern, ist etwas so gewöhnliches, dafs man kaum mehr davon spricht. So verwöhnt, und ohne die entfernteste Geistesbildung, verbinden diese Weiber mit dem ausgelassensten Uebermuth einen Grad von Stumpfheit, welcher den Umgang mit ihnen ganz unerträglich macht. Ein sehr wiziger Italiener, der Abbate Zacchiroli, welcher diese Menschenklasse genau genug kannte,

entwirft von einer Sängerin folgendes, im Ganzen etwas übertriebene Bild, zu dem sich aber gewifs manches Original findet, an welchem man nicht einmal die Ueberladung abzurechnen hat.

„Die Mademoiselle Tonnina," schreibt er an seinen Freund Albergati, „welche dir mein Empfehlungsschreiben bringen wird, ist ein Mädchen zwischen 16 und höchstens 18 Jahren. Troz ihrer Jugend wirst du sie doch reich an Kleidern, Edelgesteinen, Dosen, Ringen, Uhren und andern dergleichen Kleinigkeiten finden. Sie ist zuerst im Theater von Coventgarden in London aufgetreten, und die edelmüthigen Engländer haben ihr musikalisches Talent reichlich genug belohnt. Im Ernst, sie mufs eine grofse Virtuosin seyn; denn sie ist schön, wie die Liebe, und vielleicht anmuthiger als die Grazien selbst. Blonde Loken, welche über das sie umschlingende Haar hinaus wallen, eine griechische

Stirne, eine römische Nase, feurige, aber doch schmachtende Augen, einen Purpurmund, mit einer Reihe von Zähnen, wie aus Perlen geschnizt, einen Hals, weifs wie Alabaster, ein Kolorit aus Rosen und Lilien gemischt. — Die Natur erschöpfte sich, ihre kostbarsten Geschenke über dieses herrliche Mädchen auszugiessen. Zudem versteht sie die englische und französische Sprache von Grund aus, denn sie hat es so weit gebracht, sagen zu können: my dear heart und je vous aime à la folie."

„Madame Bijabo, die würdige Mutter der Mademoiselle Tonnina, ist das seltenste Geschöpf, das du unter allen Virtuosinnenmüttern finden kannst. Sie wird dir sagen, dafs sie von Adel ist, aber dafs sie, ich weifs nicht welchen Schurken von Mann gehabt, der sie unglüklich gemacht; oder dafs sie ihre unglükliche Lage einem kostbaren Prozefs zu verdanken habe, welcher den Grofs-

vater ihres Urgrofsvaters zu Grunde richtete, und dafs sie sich nur nach unsäglichem Widerstande entschlossen habe, ihre Tochter auf das Theater zu geben. Sie wird dir sagen, dafs Fürsten, Herzoge, Grafen und Mylorde alles mögliche gethan haben, ihre Unschuld zu verführen, nemlich die des armen Mädchens, aber sie sei so tugendhaft, dafs sich gewifs keiner rühmen könnte, nur den kleinen Finger ihrer linken Hand berührt zu haben. Dann wird sie eine lange Lobrede auf die schönen Eigenschaften der kleinen Tonnina halten, welche damit endiget, dafs du der erste Kavalier seist, der das Glük habe, sie öfters zu besuchen."

„Alles das wirst du von einer kleinen, feisten Figur hören, deren Arme von ungleicher Länge sind. Ihre Nase und ihr Kinn sind einander so gewogen, dafs sie sich beinahe berühren. Du wirst an ihrer Oberlippe ein gewisses gelbliches Kolorit

bemerken, das von Tobak herrührt, womit sie immer beschmuzt ist. Ihre Haut ist ein nufsfarbichtes Fell. Sie hat fast keine Zähne mehr, und vorne zwischen den obern ist eine fürchterliche Leere. Ehemals war sie galant, und ich habe mancherlei Geschichten von ihr gehört; auch soll sie vor dreifsig Jahren nicht ganz häfslich gewesen seyn."

Dieses leztere Karikaturbild einer Virtuosinmutter, welche in der frivolen Sprache der Theaterfreunde la mammaccia heifst, ist völlig nach der Natur gezeichnet. Um ihre Delikatesse nicht zu beleidigen, habe ich einige eben so wahre Züge weggelassen, welche die minder sittsame italienische Sprache leichter verträgt. Sollten Sie begierig seyn ein solches Weib näher kennen zu lernen, so verweise ich Sie auf die sehr wizig geschriebene Novelle von Kasti, il Vescoro di Praga, worin eine mammaccia mit aller möglichen Freiheit darge-

stellt ist, welche die Götter des Scherzes nur immer erlauben dürfen. Nach dem gewöhnlichen Schiksal der verächtlichsten Klasse von Weibern läfst sie sich zur Mittlerin eines Handwerks gebrauchen, das sie selbst in ihrer Jugend getrieben hat, und bereut in der schmuzigsten aller Lagen die Tage derselben, welche sie mit Leichtsinn ungenuzt vorbeistreichen liefs; ohne der armen Kreatur übrigens, die ihr in die Klauen gefallen ist, einen bessern Weg zu zeigen. Sie können sich denken, dafs auch das dümmste Mädchen durch die lange Gewohnheit, Männer zu reizen und zu betrügen, einen gewissen Grad von Schlauheit erhält, welcher ihr in den ersten Augenbliken leicht das Ansehen eines freien Geistes giebt. Wenn aber die in Rom so gepriesene Sängerin B . . . . . an einen ihrer Freunde ein Billet folgenden Inhalts schreiben kann: „Mit aller Sehnsucht der Liebe

erwarte ich dein Portrait. Gieb aber genau acht, dafs die Brillanten um dasselbe herum recht grofs und klar sind; denn ich liebe sie sehr.“ so kann jene Schilderung der Mademoiselle Tonnina eben nicht so sehr überladen seyn, und man stimmt dem französischen Sprüchwort gerne bei, welches einen Dummkopf une bête, comme un Musicien nennt.

Aber noch wahrer ist dies bei Tänzern und Tänzerinnen. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, dafs Leute, welche ihre Körperkräfte gewaltsam üben, an der Kraft des Verstandes leiden, und dafs, seit jenem berühmten Aesopischen Tänzer, der so vorzüglich in Rhodus gesprungen hat, keiner dieses Handwerks durch hohe Geistesanlagen geglänzt hat. Um eine Stufe in der Achtung der Nazion noch niedriger gestellt, als die Sänger und Sängerinnen, zeichnen sie sich nur durch noch gröfsern Hoch-

muth aus, wenn es anders möglich ist, diese zu übertreffen. So viele habe ich gefunden, welche jenem thörichten französischen Tänzer gleich, in einer Rhodomontade, wie die mit Friedrich dem Grofsen und Voltaire'n der gröfste Kopf zu seyn, ausbrechen könnten, auch ohne nur würdig zu seyn Vestris die Schuhriemen aufzulösen.

Ein vollständig gut beseztes Schauspiel findet man nirgends in Italien. Bei der Oper und beim Ballet ist dies der nemliche Fall; nur sind in diesen beiden die übrigen Glieder, ausser den ersten Künstlern, wo möglich noch schlechter als im Schauspiel. Die Chöre, die schweigenden Personen sind aus den niedrigen Ständen des Orts genommen, und machen oft genug zu lachen, wenn sie sich in Rollen römischer Senatoren, griechischer Helden und türkischer Priester mit der gröfsten Ungeschiklichkeit von der Welt benehmen. In den Ballets besonders sind

die Stellen der Figurantinnen für den Theaterunternehmer sehr einträglich. Denn die liederlichen Weiber der Stadt lernen alle einige Tanzschritte machen, und bezahlen gerne eine Summe, um unter dem Titel, Tänzerinnen, den Verfolgungen der Polizei nicht ausgesezt zu seyn.

Ausser den ersten Virtuosen in der Oper sind die Sänger vom niedrigen Range ganz erbärmlich besoldet. Die Bezahlung der erstern verschlingt beinahe alles, was auf die ganze Truppe verwendet wird. Und kaum zufrieden mit einer Bezahlung, welche dem verdientesten Manne kaum für Jahre lang dauernde Arbeiten zu Theil wird, glauben sie einen Theaterunternehmer noch höchlich zu ehren, wenn sie sich mit ihm in einen Vertrag einlassen. Ein solcher Virtuose, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat eine Menge Capricen, mit denen sie ihn quälen, und welche nicht selten den schäd-

lichsten Einflufs auf die theatralische Darstellung selbst haben. Unter den übrigen Gliedern der Truppe durchkreuzen sich gewöhnlich so viele Leidenschaften, dafs hinter den Kulissen beinahe ein unaufhörlicher Krieg geführt wird. Alle suchen sich bei den Künstlern vom ersten Range auf die niedrigste Art einzuschmeicheln, weil sie durch ihren Schuz jezuweilen unter bessern Bedingungen einer Truppe angeflikt werden, und beneiden sich gegenseitig über die Fortschritte, welche sie in der Gunst desselben machen. Die Verläumdungen, Rangstreitigkeiten, persönlichen Beleidigungen bilden häufig hinter der Scene Schauspiele, die für den unbefangenen Zuschauer weit merkwürdiger und unterhaltender sind, als die auf derselben vorgestellten Begebenheiten. Wer die geheimen Verhältnisse dieser Leute kennt, dem gewährt das Theater einen doppelten Genufs. Er weifs, wie viel es zwei Singe-

rinnen kosten mag, auf der Bühne in die zärtlichsten Ergiefsungen der Freundschaft und Liebe für einander auszubrechen, wenn sie sich so eben hinter den Kulissen beinahe mit den Nägeln in die Augen gefahren sind. Eine italienische Farçe, welche ich einmal gesehen habe, und die, wenn ich nicht irre, die Schauspielprobe heifst, stellt diese kleinen Kriege auf eine höchst wahre und komische Weise dar.

In meinem nächsten Brief von der Oper selbst.

Leben Sie wohl!

Beilagen.

Anekdoten, Fragmente, Karakterzüge u. s. w.

Kaiser Leopold II.

Das Andenken des Kaisers Leopold II lebt noch, für jeden Deutschen erfreulich, in Toskana. Seine Regierung wird jezt, wie das gewöhnlich der Fall ist, weit richtiger und dankbarer geschäzt, als zu seinen Lebzeiten, wo er in dem alten Adel und der Geistlichkeit die entschiedensten Feinde hatte.

Was ihn beim gemeinen Mann am beliebtesten machte, war seine Popularität. Bekanntlich war sein Hof ohne alles Gepränge, das Leben in der grofsherzoglichen Familie so bürgerlich zugeschnitten, dafs er dadurch selbst seine wohlhabenden Unterthanen be-

schämte. Bei seinen häufigen Reisen im Innern von Toskana safs er gewöhnlich in einem Kabriolet, mit einem einzigen Bedienten, und ohne alle Bedekung. Oefters reiste er sogar mit Gelegenheiten ganz allein, und wenn er sich in Pisa aufhielt, benuzte er manchmal die nächste beste Kutsche, welche nach Livorno abgieng. Einmal war er auf diese Weise in die genannte Stadt gekommen, und Er schikte, um wieder nach Pisa zurükzukehren, alla Tromba, wo man die Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande fortzukommen, ausbietet. Man bringt ihm die Nachricht, dafs eine Kutsche da sey, in welche sich bereits eine Person einen Plaz bestellt habe. Er fragt, wer diese sey: der Leibschneider seiner Königlichen Hoheit. — Und Leopold fuhr wirklich mit diesem Manne nach Pisa.

Ein andersmal wählte er bei der Geburt eines seiner Kinder einen alten Kapuziner,

welcher im Geruch der Heiligkeit stand, und einen ehrlichen Bürgersmann von Florenz zu Taufpathen.

Solche Vorfälle mufsten ihm natürlich die Liebe des gemeinen Mannes gewinnen, wie das überhaupt einer der schönsten Züge ist, welche man den Gliedern des östreichischen Hauses nachrühmen kann. Aber die Anhänglichkeit des Adels hätte er dadurch verlohren, wenn er sie jemals besessen. Der alte toskanische Adel hat die Vergangenheit noch nicht vergessen, und die Geschlechter, welche einst mit den Medicis um den Thron von Toskana eiferten, haben den Besiz desselben noch keinem fremden Fürstenhause verziehen. Um wie viel weniger einem Leopold, welcher, wie die Grofsherzoge aus dem Hause der Medicis, nur um die Liebe des Bürger- und Baurenstandes sich bewarb, und den Adel oft, selbst auf eine etwas muthwillige Weise kränkte. Wenn er sogar den Barigello, den

Anführer der Sbirri, welche in ganz Italien, beinahe wie die Henker, verachtet werden, in den Adelsstand erhob, und verlangte, dafs ihm der Zutritt in jede Gesellschaft offen stehen sollte, so dachten die Strozzi, Riccandi, Corsini u. dergl. nicht daran, dafs es einst ihren Streitigkeiten, unter einander, und mit dem Volk, zuzuschreiben war, wenn im Jahr 1316 der Barigello sogar Florenz beherrschte, und Münzen schlagen liefs, welche noch heutzutage unter dem Namen Bargellino, eine Hauptseltenheit der toskanischen Numismatik ausmachen. Und als er einmal einem vornehmen Cavalier, welcher auf seinen Stand hin Schulden machte, die er nicht bezahlte, am hellen Tage, auf offener Strafse, die Pferde vom Wagen spannen und sie verkaufen liefs, da vermeinte der Adel freilich, diese Prozedur sey gegen einen Stand nicht erlaubt, welcher das Vorrecht hat, für die infamsten Verbrechen

nicht gehangen, sondern nur enthauptet zu werden.

Leopold hatte das Unglük, nicht nur von seinen Unterthanen, sondern auch von fremden Reisenden falsch, oder wenigstens einseitig beurtheilt zu werden. Natürlich fasten die leztern die Stimme der Einzelnen im Lande auf, und gaben sie entweder für die der Mehrheit zu einer Zeit, wo sie es wirklich nicht war, oder sammelten ihre Berichte in einer Periode, da die Geistlichkeit alles gegen ihn aufgebracht hatte. Man kennt seinen treflichen Gesezkodex, seine Einrichtungen in kirchlichen Sachen, sein Verfahren gegen die Klöster; aber wer dieses kennt, mufs auch wissen, welche gefährliche Klasse er gegen sich aufgereizt hat. Wenn er am Ende nachgab, und den helldenkenden Bischof Ricci von Pistoja aufopferte *), so

*) Man erzählte mir in Toskana, ohne dafs ich übrigens für die Wahrheit bürgen

bedenke man, dafs er einen Aufstand zu fürchten hatte, dem er, aus Mangel an Truppen, in den ersten Ausbrüchen nicht begegnen konnte, und dafs er vielleicht am Ende eingesehen haben mag, das Land sey für derlei Verbesserungen noch nicht reif, welches auch gewifs ist. Die Vernünftigen, die wahren Patrioten sind nie seine Feinde gewesen; aber wie viel sind derer? Und sind diese es gerade nicht, welche lieber schweigen als reden; und ihr Urtheil nicht an den

wollte, die nächste Veranlassung zu Ricci's Fall folgendermafsen: Er hatte den Zustand eines Frauenklosters in Prato so schlecht gefunden, und die Sitten darin so verdorben, dafs er alle Hoffnung zu einer Reform aufgab, und Leopolden, dem er Bericht hierüber erstattete, rieth, es lieber ganz aufzuheben, und ein Conservatorium daraus zu machen. Dies geschah; aber es entstand ein Aufstand, welcher von solcher Wichtigkeit wurde, dafs Leopold sich genöthigt fand, Ricci'n der Ruhe seines Landes aufzuopfern.

nächsten besten Fremden wegwerfen, welcher sie ausforschen will?

Einer der einsichtsvollsten, und am besten unterrichteten Schriftsteller über Italien hat ihm die Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen, welche er verdiente. Was Gorani ihm vorwirft, ist, wie das meiste, was er sagt, nicht der Widerlegung werth, weil er darauf ausgieng, nur Böses zu sehen und zu berichten. Aber man beurtheilt Leopolden ganz falsch, wenn man glaubt, dafs er sich von Günstlingen habe leiten lassen. Schon seine, bis zur Ausschweifung gehende Kenntnifs des Details seines Landes, sein eigener heller Vertstand, und seine wissenschaftliche Bildung lassen dies nie vermuthen, und wenn der Barigello den Anschein eines einflufsreichen Günstlings hatte, so war er in Wahrheit nur sein Spion, und höchstens in Liebessachen sein Vertrauter. Wenn er ihn hoch erhob, so war dies keine Frucht seiner

Gunst, sondern ein Muthwillen gegen den Adel, und ein vielleicht bisarrscheinender Versuch, die Sbirri bei dem Publikum geachteter zu machen. Gianni, welcher dem Barigello folgte, leitete ihn auch nicht, sondern genofs sein Vertrauen nur in einem ungewöhnlichen Grade. Dieser erzählt noch manchmal, wie ihn Leopold oft geplagt habe. Er mufste grofse Plane, Gutachten u. dergl. niederschreiben, welche, wenn sie mit vieler Mühe fertig waren, von dem Grofsherzog in sechs Zeilen so bündig widerlegt wurden, dafs nichts dagegen einzuwenden war. Dies erfuhren auch andere Minister von ihm, welche sein Scharfblik eben so oft beschämte, als seine tiefen Kenntnisse in der Jurisprudenz. Er liebte es sehr, über wichtige Gegenstände zu sprechen, und wenn er in Pisa war, hatte er alle Abende einen Kreis von den gelehrtesten Männern der Universität um sich. Alle bewunderten da seinen scharfen schnellen

Blik, und die Klarheit, mit welcher er die verwikeltsten Materien durchschaute, und berichtigte.

Immer schäzbar wird sein Gesezkodex bleiben. Ich hörte ihn von Leuten, welche während der kurzen republikanischen Regierung Toskana's an der Spize waren, über alles rühmen, als den Bedürfnissen des Staats im höchsten Grade angemessen, und den Mifs-brauch der fürstlichen Gewalt selbst am zwekmäfsigsten einschränkend. Eben so vortreflich waren seine Polizeieinrichtungen, seine Quarantänehäuser, und seine Zolladministrazion. Toskana verdankt ihm vortrefliche Strafsen, der gemeine Mann einen bessern Jugendunterricht; und wenn er müssige Klöster aufhob, so liefs er dafür viele Kirchen bauen, wo die Kirchspiele zu weitläuftig waren, und vermehrte die Zahl der Landgeistlichen. Vor ihm hatte man die Austroknung der Maremmen von Siena für

eine Unmöglichkeit gehalten. Aber er versuchte es, und es gelang, wenn gleich seine Versezung nach Deuschland die wohlthätige Unternehmung abbrach. Eben so war die Gegend von Livorno gegen Pisa zu sumpfigtes ungesundes Land, welches er in fruchtbare Felder verwandelt hat.

Ueberhaupt kam er dem Unternehmungsgeist jedes seiner Unterthanen auf das wohlthätigste und uneigennüzigste zu Hülfe. Der Nachdrük der französischen Encyklopädie, welcher in Livorno herauskam, konnte auch nur mit seiner Unterstüzung gelingen, und eröfnete dem toskanischen Buchhandel Aussichten, welche leider bald wieder verschwunden sind *). Der päbstliche Hof sah sehr scheel

*) Schon vorher war in Lucca ein Nachdruk der Encyklopädie unternommen worden, welcher jedoch sehr kastriert ist. In Siena fieng man später an, sie ins Italienische zu übersezen; aber die Sache gerieth bald ins Stoken, da man hinge-

zu dieser Unternehmung; aber glüklicher Weise traf in die nehmliche Zeit eine andere literarische Erscheinung, welche Leopold klug benuzte. Es erschien dazumal die satyrische Oper: Il Conclave del anno 1774, Dramma per Musica, da recitarsi nel teatro delle Dame, Roma per il Kracas, 8, welche in Livorno bei Masi gedrukt war, und die feinste Satyre auf den Pabst und sein Kardinalskollegium enthielt. Pius der VI nahm den Scherz nicht so gut auf, als der muntere Grofsherzog, und verlangte von diesem die Unterdrükung jener Schrift. Leopold versprach es ihm gegen die Gefälligkeit, dafs er zu der Encyklopädie

gen in Livorno gegen 60,000 Piaster mit der Unternehmung gewonnen haben soll. Den meisten Fürsten Europa's wurden prächtige Exemplare zugeschikt, welche alle, ausser vom Pabste nicht, der den Empfang nicht einmal anzeigte, mit reichen Geschenken erwiedert wurden.

eine Unmöglichkeit gehalten. Aber er versuchte es, und es gelang, wenn gleich seine Versezung nach Deuschland die wohlthätige Unternehmung abbrach. Eben so war die Gegend von Livorno gegen Pisa zu sumpfigtes ungesundes Land, welches er in fruchtbare Felder verwandelt hat.

Ueberhaupt kam er dem Unternehmungsgeist jedes seiner Unterthanen auf das wohlthätigste und uneigennüzigste zu Hülfe. Der Nachdrük der französischen Encyklopädie, welcher in Livorno herauskam, konnte auch nur mit seiner Unterstüzung gelingen, und eröfnete dem toskanischen Buchhandel Aussichten, welche leider bald wieder verschwunden sind *). Der päbstliche Hof sah sehr scheel

*) Schon vorher war in Lucca ein Nachdruk der Encyklopädie unternommen worden, welcher jedoch sehr kastriert ist. In Siena fieng man später an, sie ins Italienische zu übersezen; aber die Sache gerieth bald ins Stoken, da man hinge-

zu dieser Unternehmung; aber glüklicher Weise traf in die nehmliche Zeit eine andere literarische Erscheinung, welche Leopold klug benuzte. Es erschien dazumal die satyrische Oper: Il Conclave del anno 1774, Dramma per Musica, da recitarsi nel teatro delle Dame, Roma per il Kracas, 8, welche in Livorno bei Masi gedrukt war, und die feinste Satyre auf den Pabst und sein Kardinalskollegium enthielt. Pius der VI nahm den Scherz nicht so gut auf, als der muntere Grofsherzog, und verlangte von diesem die Unterdrükung jener Schrift. Leopold versprach es ihm gegen die Gefälligkeit, dafs er zu der Encyklopädie

gen in Livorno gegen 60,000 Piaster mit der Unternehmung gewonnen haben soll. Den meisten Fürsten Europa's wurden prächtige Exemplare zugeschikt, welche alle, ausser vom Pabste nicht, der den Empfang nicht einmal anzeigte, mit reichen Geschenken erwiedert wurden.

schweigen möchte. Lezteres geschah; aber die Satyre wurde dennoch ungehindert fort verkauft.

Was man ihm am meisten vorwarf, waren seine Ausschweifungen mit dem schönen Geschlecht. Aber auch hier ist die Sache sehr übertrieben worden. Jene schreiende Geschichte mit dem Gärtnermädchen von Florenz z. B. ist, wie ich ganz gewifs weifs, unwahr, und dafs er keine Tugend mit Gewalt verführte, ganz gewifs. Einst war er in ein Mädchen von Pisa verliebt, das er zu sich bringen liefs. In der ersten Unterredung liefs er seine Absicht nicht merken; in der zweiten aber erklärte sie ihm, dafs sie seinen Wunsch nicht erfüllen würde, und es seines hohen Amts unwürdig halte, ein unschuldiges Mädchen zu verführen. Er war verliebt, und Grofsherzog — aber er entliefs sie mit einem Lob ihrer Tugend, und der Erklärung, dafs er sie nur auf die Probe habe stellen wollen.

Ich will diese kurze Apologie Leopolds mit einem guten Impromptu schliessen, welches ein Pisaner machte, als Kaiser Joseph II in Pisa war. Der Grofsherzog hatte ihm zu Ehren ein grofses Tanzfest angestellt, bei welchem sich die ganze schöne Welt der Stadt befand. Gegen Mitternacht verliefen sich indefs die Damen, und Leopold bat einige Herren, Taschentücher an den Arm zu knüpfen, um Frauenzimmer vorzustellen, damit der Tanz nicht aufhörte. Ein wiziger Kopf, dem er das nehmliche sagte, antwortete ihm:

Altezza reale,

Questo è un prerogativo riserbato alla Capitale, *)

worin er sehr fein auf ein Laster der Florentiner anspielt, welches übrigens in ganz Italien häufig ist.

*) Königliche Hoheit! Dies ist ein Vorrecht, (dafs Männer Frauendienste leisten) welches nur die Hauptstadt besizt.

Kaiser Paul I.

Der Karakter Kaisers Pauls I von Rufsland und seine Geschichte haben so viel Eigenes, dafs beide, als auf einander wirkend betrachtet, ihm mehr Mitleiden als Hafs und Verachtung gewinnen müssen. Seine Jugend war bekanntlich nicht glüklich, und wenn er vor seiner Thronbesteigung zu bedauren war, so wurde er nach derselben gewifs nicht beneidenswürdig. Freilich hat er Europa durch eine Entwiklung seines Karakters überrascht, welche dem tiefern Menschenkenner nicht so unerwartet war, als den meisten, welche nichts Seligeres kennen, als die Wonne, die Ersten zu seyn, und sich mit schönen Gedanken von Volksbeglükung wiegen. Zur Ehre der Menschheit will ich behaupten, dafs es wenige Fürsten gegeben hat, welche sich nicht für die besten Herrscher hielten, und sich da, wo die Menschheit

über sie seufzte, mit dem Gedanken zu trösten, wufsten, ihre wahre Gröfse bestehe darin, dem Wohl des Ganzen, auch gegen die schmerzliche Regung ihrer eigenen Menschlichkeit, das Einzelne zu opfern. Eine Entschuldigung ist dies freilich; aber eine schwache, welche vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen kann.

Aber was ist es denn um diese eitele Gröfse, welche den Herrscher für so manche Fesseln, die er sich anlegen mufs, entschädigen soll? Als Kaiser Paul auf seinen Reisen als Grofsfürst in Parma war, wurde ihm zu Ehren eine Oper gegeben, welche ausdrüklich für diese Gelegenheit verfertigt war. Sie hatte den Titel: Alexander und Timotheus, und war von dem Cavalier Rezzonico gedichtet, und von Sarti in Musik gesezt. Während der Aufführung sagte Paul bei den Worten:

*E dunque un sogno, un ombra la grandezza de' Re! *)*

zu Rezzonico: Lassen Sie diese Worte in Gold graben.

Und wahrlich, wer den mächtigen Kaiser, vor welchem vierzig Millionen Menschen zitterten, in seinem Palaste in ewigem Argwohn beben sah, der wird keinen König um diesen Traum von Gröfse beneiden.

*) So ist die Gröfse der Könige denn ein Traum, ein Schatten.

Joseph II.

Glüklicher, als Kaiser Paul I, war freilich Kaiser Joseph II, mit seinem natürlichen Frohsinn, in einer etwas ähnlichen Lage zu seiner Mutter, deren Kronen er lange nicht beerben konnte, wie der russische Grofsfürst. Auch darin aber besteht die Aehnlichkeit der Lage allein. Die Karaktere sind ganz verschieden. Beide sind in Italien gereist; von beiden erzählt man noch mancherlei Geschichten; aber wie verschiedenen Inhalts! Schon seine Gestalt sezte den russischen Grofsfürsten dem Spott der Italiener so gut aus, wie dem der Franzosen, und wenn er nicht immer laut wurde, wie einmal in Paris, so fühlte das ein so oft gedemüthigter, so argwöhnischer Mann dennoch. Reiseabentheuer, wie sie Kaiser Joseph begegneten, konnte er keine haben, weil er sich zu streng an die Formen seines Standes hielt, bei denen sich

ein finsteres Gemüth immer noch am besten zu befinden wähnt. Der muntere deutsche Fürst reiste oft seinem Gefolge voraus, und hatte dafür manchmal den Spafs, für den Kourier des Kaisers gehalten zu werden. Etwas Aehnliches begegnete ihm zu Bologna, wo er in ein Kaffehaus trat, in welchem sich nur der Adel der Stadt zu versammeln pflegte. Man bedeutete ihm, übrigens mit vieler Höflichkeit, dafs es sich von einem Orte entfernen möchte, zu welchem Leute seines Standes keinen Zutritt hätten. Joseph gieng; aber die adelichen Herren erfuhren es nachher, was sie einem Mann gethan hatten, der, nach seiner eigenen Aeusserung, in der Gruft seiner kaiserlichen Väter leben müfste, wenn er in Gesellschaft von seines Gleichen seyn wollte.

Pius VI.

Pius VI hat durch das Unglük, in welchem er sein hohes Alter beschlofs, wieder viel in der öffentlichen Meinung gewonnen. Während er durch die Austroknung der pontinischen Sümpfe, den Bau der Sakristei von S. Peter, des Palastes Braschi u. s. w. die Welt viel von seiner Thätigkeit für das allgemeine Beste, seiner Prachtliebe und seinem Nepotismus sprechen machte, blendete er die Römer und Fremden oft durch seine äussere Würde, und den Glanz, mit welchem er jede Handlung seines Amts zu umgeben wufste. Das Glük hatte ihn hochmüthig gemacht, und wenn er auf seiner unpolitischen Reise nach Deutschland manche Kränkung erfahren hatte, welche ihn über den Zustand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Hierarchie belehren konnte, so erholte er sich dafür in dem eigenen Staate, wo ihn nur

Pasquin zuweilen ein Wörtchen der Wahrheit hören liefs. Er war hochmüthig und jähzornig; eitel, wie eine schöne Frau, buhlerisch, so lange es gehen wollte, unternehmend, wenn es auch den Untergang seines Staats kosten konnte, und im Wahn seiner Gröfse so verlohren, dafs er erst spät zur Einsicht seines Sturzes kam, in welchem er erwachte.

Einer meiner Freunde, der selige Mahler Dorfmeister aus Ungarn, hatte Gelegenheit, sich ihm öfters zu nähern, als er sich in der Karthause bei Florenz in Gefangenschaft befand. Wie tief war der stolze Priester gesunken! Er war jezt der gutmüthigste, nachgiebigste, liebreichste Greis geworden, dessen Zustand jeden rühren mufste, der ihn auch ehemals in seiner Herrlichkeit getadelt hatte.

Seine Gesundheit war dahin; er kämpfte lange fruchtlos gegen einen kranken Körper,

und wohl mag dieser ihm die Leiden des Geistes erträglicher gemacht haben, weil der körperliche Schmerz dennoch die Schmerzen des Gemüthts überwiegt, wenn diese auch gleich peinlicher sind. Von den tausend Prunkzimmern seines Vatikans waren ihm zwei kleine Zimmer in der Karthause gebliеben, das eine zum Schlafen, das andre zum Besuchzimmer. Dennoch war noch ein unbedeutender Nachschimmer seines ehemaligen Glanzes in der Unverschämtheit seiner Dienerschaft übrig geblieben, welche die guten Karthäuser die Ehre ihres vornehmen Gastes theuer genug bezahlen liessen. Nichts davon, dafs sie von den Mönchen immer fettes Essen verlangten, verunreinigten sie das Kloster auf eine ekelhafte Weise, und machten einen Lärm, welcher in der stillen Wohnung nie gehört worden war. Während mein seliger Freund sich bei dem Pabste befand, stritten sich die Diener im Nebenzimmer, und sagten

laut die abscheulichsten Worte und Flüche. Che chiasso! Bst! — welch ein Lärm! Bst! — war alles, was Pius ihnen in einem bittenden Tone sagte, und che chiasso! Bst! alles, was der Kardinal Caraccioli durch die geöfnete Thüre den Unverschämten zurief. Man versichert sogar, dafs ihn einer derselben porco F... ins Gesicht genannt hätte, und dafs der ehemals so stolze jähzornige Mann so leidengeübt gewesen sey, hiezu zu schweigen.

Bourgoing hat ihm in seinem Werke selten Unrecht gethan, und wer es gelesen, der wird ihn in seinen lezten Jahren für die Vergehungen der frühern stark genug bestraft finden. Ich seze hier noch einige Anekdoten bei, welche für seinen Karakter und seine Regierung bezeichnend sind.

Er hatte sich das häfsliche Wort der Italiener C...o sehr angewöhnt, und brauchte es oft im Gespräch über die ernsthaftesten

und heiligsten Gegenstände. Unverhoft trat er einst in eine Kirche, wo eben die Messe gelesen wurde. Aus Diensteifer verlängerte sie der Priester durch einige Gebete, welche er ablas. Dem Pabst dauerte diese Andachtsübung zu lange; er wurde ganz ärgerlich, und liefs nachher den Priester vor sich rufen. Dieser erschien in der Hoffnung gelobt zu werden; aber Pius zupfte ihn tüchtig an den Ohren, und sagte ihm mit gröfster Heftigkeit: voi dovete aggiugnere un c...o!

Oftmals liefs ihn Pasquin bittere Wahrheiten hören; aber diese Sprache war sehr gefährlich, und wer sie gebrauchen wollte, mufste es schlau angreifen, um nicht im Ernst seinen Scherz zu büssen. Einmal kam ein Kohlenträger mit einem Sak auf dem Rüken, und sezte sich, wie um auszuruhen, vor die Bildsäule des Pasquin nieder. An seinen Sak war der Zettel, worauf die Satyre stand, leicht befestigt, und die äussere Seite

mit Leim beschmiert. Als er daher wieder aufstand, und weggieng, blieb dieser hängen, und niemand konnte begreifen, wer es gewagt hätte, am hellen Tage eine Pasquill aufzukleben.

Sehr hoch zu stehen kam aber zween andern ihr Scherz, als sie sich im Karneval über die damalige Brodtheurung lustig machten. Der eine hatte, in der Maske eines Nüsseverkäufers, kleine Brode an eine Schnur gereiht, und rief: kauft Haselnüsse! Ein Anderer hatte sie sich als Knöpfe auf den Rok befestigt. — Aber beide wurden ergriffen, und mit der Korde bestraft.

Zu derselben Zeit kam Pius in das vatikanische Museum, wo ein Piedestal für eine, darauf zu stellende, antike Statue bereits fertig war. Schon trug es die gewöhnliche Inschrift: Munificentia Pii sexti — aber oben lag ein kleines Brödchen darauf, und nichts weiter.

Pius VI und Pius VII.

Man erzählt von dem Kardinal Rohan, dafs, während er zu Rom den Purpur des Kardinals Dubois negozierte, die Tische in seinem Zimmer mit Edelsteinen bedekt waren, von denen er blindlings an die Römer austheilte. Bei seiner Abreise, sezt man hinzu, bedauerte er sogar, dafs er sie nicht alle angebracht hatte.

Urbs venalis, si emptorem invenerit!

Aber wie sehr hat sich dies alles verändert! Sonst eiferten die Gesandten von Frankreich, Oestreich und Spanien durch Pracht und Verschwendung um den gröfsern Einflufs auf die päbstliche Regierung. Heutzutage hat der französische sich desselben so fest versichert, dafs er gar keines jener Mittel mehr nöthig hat.

Freilich, wer es sich recht stark und oft in die Seele sagen lassen will, dafs es nichts

so Festes giebt, was nicht am Ende von der Zeit niedergestürzt wird, mag nach Rom gehen, wo es ihm jeder Stein, der ihm begegnet, laut genug verkündiget. Mitten unter so vielen Ruinen steht jedoch immer noch das Gebäude der Hierarchie, zwar nicht mehr in seiner alten Furchtbarkeit, aber doch noch fester da, als man vor einigen Jahren vermuthen konnte, wo es seinem gänzlichen Zusammensturz so nahe war.

Wer hätte aber auch glauben sollen, dafs des heil. Augustins Eversio rerum publicarum ipsius ecclesiæ incrementum est, in unserer Zeit noch sich bestätigen würde? Als der heil. Dionys seinen Ausspruch in Voltaire's Mädchen von Orleans:

Mes chers Français seront tous catholiques!

wiederholte, da war freilich das Incrementum eben nicht sehr grofs; aber es war schon Glüks genug für die Kirche, wenn sie nur stehen blieb; denn konnte auch schon

der römische Freistaat nicht bestehen, so war es doch auch nicht vorsuszusehen, dafs die alte Ordnung der Dinge sich der so sehr veränderten Zeit wieder anpassen würde.

Die päbstlichen Regierungen haben immer grofse und gefährliche Stürme ausgehalten. Sie bestanden sie eben so glüklich, als der Nachen Petri; aber wahrlich sonst aus ganz andern Gründen, als er sich aus den empörten Fluthen unserer Zeit gerettet hat. Damals war es die Geschiklichkeit des Steuermanns, die magische Gewalt der Worte, mit denen er die Wellen beschwor, die Neuheit und Festigkeit des Fahrzeugs u. dergl. Heutzutage treibt es gleichsam lek und steuerlos auf der wilden See, welche es zu verschlingen nicht der Mühe werth zu halten scheint.

Der Vergleichungspunkte zwischen dem Jezt und Ehemals sind mancherlei. Ich will nur auf einige aufmerksam machen. Zuerst auf die grofsen Verluste an Kunstwerken, welche Rom erlitten hat.

Sie sind unersezlich, und haben diesem Staat eine Wunde geschlagen, die er kaum verschmerzen wird. Wer es weifs, wie innigst die schönen Künste und ihre Ueberbleibsel aus dem Alterthum mit dem ganzen Wesen des römischen Volks und seiner Regierung zusammenhängen, der wird das einsehen, was hier in nöthiger Kürze nicht aus-einander gesezt werden kann. Indefs ist es jedermann bekannt, dafs manche in der Wanderung der italienischen Kunstwerke nach Frankreich noch ein grofses Glük zu finden wufsten, indem sie sagten, dafs diese Wanderung durch brittisches Geld ohnedies nach England geschehen wäre, wo sie alsdann ganz für die Welt verlohren gewesen wären. Sonderbar! die entgegengesezte Besorgnifs äusserte zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein Engländer in Bezug auf Frankreich. Es ist der Doktor Burnet, welcher in seiner Reise durch Italien im Jahr 1685, (der deutschen

Uebersezung Leipzig 1687) sagt: „In diesem „Lande (Italien) sind die herrlichsten Anti-„quitäten, welche jedoch täglich abnehmen. „Denn nachdem der König von Frankreich „durch seine Agenten alles, was von kost-„baren Statuen und Gemählden feil geboten „wird, kaufen läfset, wird er endlich alle „Schäze in Italien, davon er schon einen „guten Theil besizet, massen wohl kein Po-„tentat in Europa so viel Schildereien hat, „als er, an sich bringen. Auf diese Weise „werden endlich in kurzem alle italienischen „Mobilien in Frankreich zu finden seyn.»

Diese Prophezeiung ist nun freilich auf eine eigene Art wahr geworden. Was die italienischen Staaten Bewegliches besessen haben, wurde eine Beute der glüklichen Sieger, und ein Mittel weiter, ihre Hauptstadt zu der einzigen in Europa zu machen.

Die merkwürdigste Parallele wäre wohl die zwischen Pius VI und seinem Nachfolger, und

weniger in Rüksicht auf ihre Karaktere, als auf die Geschichte ihrer Regierungen. Wie vielen Anlafs zu lehrreichen Betrachtungen geben die Reisen der beiden Päbste; die Reise Pius VI nach Wien, und Pius des VII nach Paris! Der erste gieng mit der Zuversicht aus, durch seine persönliche Gegenwart das zu wirken, was Bullen nicht mehr vermochten, und mufste, in seiner Erwartung höchlichst getäuscht, die unangenehme Erfahrung machen, dafs die Welt anders geworden sey, als sie in den glüklichen Zeiten seiner Vorfahren gewesen war. Pius VII kannte sein Zeitalter, und reiste gewifs mit sehr kleinen Hoffnungen nach Paris. Indefs war der Zwek seiner Reise immer eine schmeichelhafte Anerkennung seiner hohen Würde, welche mit seines Vorgängers Leben in Valence den schreiendsten Kontrast bildete. Die Regierung eines grofsen Volks, das sich noch vor wenigen Jahren ganz vom päbstlichen Stuhl

und seinen heiligsten Sazungen losgerissen hatte, nahm ihn mit aller möglichen Huldigung bei sich auf, und sezte auf seinen Segen die feierlichste Sanction einer neuen Dynastie.

Pius VI und Pius VII stellen überhaupt, beinahe in jeder Rüksicht, die auffallendsten Gegensäze dar. Der erste eitel, wie ein Weib, prachtliebend, verschwenderisch, leichtsinnig, im höchsten Grade seine Familie bereichernd und sein hohes Amt blos in der glänzenden Aussenseite mit Würde verwaltend; der zweite einfach in seinem Leben und seiner Denkweise, sparsam, aufrichtig besorgt für das Wohl seines Volks, nichts für seine Verwandten thuend, und von reinem apostolischen Sinne und Leben. Pius VI übernahm seinen Staat in tiefster Ruhe, genofs eines langen Friedens, und hinterliefs nichts, als einige Denkmale seiner Prachtliebe

und Eitelkeit; Pius VII erhielt den Scepter über ein Volk, welches in kurzer Zeit alles erfahren hatte, was das Schiksal über einen unglüklichen Staat verhängen kann, und hat doch schon so vieles für die Verbesserung der Finanzen, die Polizei, die Industrie, die Kirchenzucht und die schönen Künste gethan — und dieses alles, während er die Lasten seiner Unterthanen erleichterte, welche sein Vorgänger bei seinen manchmal scheinbar nüzlichen Unternehmungen nur immer schwerer gemacht hatte.

Und dennoch ist Pius VII nicht von seinem Volke geliebt. Man suche den Grund hievon aber nicht ganz in der politischen Gleichgültigkeit, welche die meisten Völker Europa's seit einigen Jahren ergriffen hat. Clemens VIII, mit welchem Pius VII wohl die meiste Aehnlichkeit hat, mufste das nehmliche erfahren. Clemens IX und Benedict XIV hatten dasselbe Schiksal — weil sie zu wenig

von sich sprechen machten *). Doctor Burnet, dessen Reise immer noch eine der besten Schriften über Italien ist, machte die ähnliche Bemerkung, und erhielt von einem vornehmen Römer die auf Pius VI und seines Nachfolgers Regierung ganz anwendbare Erklärung: „Wenn die Päbste durch ihren Nepotismus viel Aergernifs gegeben haben, so trachten sie darnach, das Volk immer wieder durch etwas zu besänftigen, das ihm gefällt. Dies hat z. B. Paul V gethan, welcher nichts ermangeln liefs, was zur Zierde der Stadt Rom dienen konnte, und doch seine Familie nicht dabei vergafs. Dies haben auch andere Päbste gethan. Die übrigen aber, welche ihre Häuser nicht emporbringen wollten, waren ohne Sorge sich auf diese Weise beliebt zu machen, wie man an dem jezigen Pabst ein sehr schönes Beispiel hat."

*) D. h. für ihre Familien nichts thaten, und keine unnüzen Gebäude aufführten.

Die Wahl Pius VII war völlig einstimmig, und in den Augen der Gläubigen von mancherlei sie verherrlichenden Umständen begleitet. Schon dafs man das

Patrem patrum fecit discordia fratrum

nicht auf ihn anwenden konnte; aber an dem Sterbetag Pius VI fand sich eine weisse Taube in seines Nachfolgers Zimmer ein, und hielt sich lange darin auf. Sage man nicht mit Rousseau: Quelque veridique, qu'on soit, il faut bien mentir quelquefois, quand on est évêque. Pius VII ist ein zu redlicher Mann, und am Ende ist es ja doch immer ein Wunder, das man ohne vielen Scharfsinn natürlich erklären kann *).

*) Sehr lustig ist die Anwendung einer Prophezeiung auf Pius VII, welche in einem 1794 zu Ferrara gedrukten Büchlein: La Profezia de' sommi Pontefici romani steht. Er heifst dort: Aquila rapax. Hinterher fand man dies nun freilich sehr unpassend; man

half also damit, dafs man die beiden Worte so theilte: A. Qui. La. Ra. Pax. und las: Astrum quietis Larii: rapacibus pax. — Man sieht, diese Erklärung ist eines Erklärers von Prophezeiungen würdig!

König Ludwig I.

König Ludwig I von Toskana sah ich 1801 in Florenz, als er seinen Einzug in das neue Königreich hielt; ein Jahr später in Livorno, da er sich mit seiner Gemahlin nach Spanien einschifte; und im Jahr 1803 in der Kapelle von St. Lorenzo zu Florenz im Sarge. Der lezte Anblik machte den Eindruk nicht auf mich, welchen die Leichname der Fürsten sonst bewirken, und der sich leicht aus der Vorstellung dessen, was der Todte in seinem Leben vermocht hatte, und was er jezt nicht mehr vermag, erklärt. Ich sprach einen Glükswunsch an Ludwig I in meiner Seele aus, als ich an seinen Sarg trat; denn so oft ich ihn lebend erblikt hatte, so oft stiegen in mir Empfindungen des Mitleids auf, als bei einem Mann, dem man eine schwere Last aufgebürdet hat, deren er sich nicht

entledigen kann, und die ihn dennoch jeden Augenblik zu erdrüken droht.

Ludwig war von kleiner Statur, sehr mager und kränklich aussehend. Seine Physiognomie ernst, vielsagend, und sein Auge und seine Stirn verriethen den Denker. Auch erkennen sich die Züge von Gutmüthigkeit, die er wirklich besafs, obgleich sehr umflort durch Ernst, und mehr noch durch Trübsinn. Aber ein Mann, welcher lange am spanischen Hofe gelebt, und den König von Hetrurien dort gekannt hat, fand sich noch stärker bei seinem Anblik gerührt, als er ihn in Toskana sah. In Spanien war er der munterste, lebenslustigste, selbst aufgeklärteste Prinz gewesen. Er hatte sich da viel mit Wissenschaften, und besonders mit Chemie beschäftigt, in welcher er auch tiefe Kenntnisse besafs. Die neue Krone aber, welche auf sein Haupt gesezt wurde, erdrükte seine Jugend, seine Gesundheit und seinen Frohsinn.

Er wurde finster, traurig, matt, und hat wohl wenige frohe Stunden mehr gehabt.

Ein Sturz vom Pferde, sagte man, hatte ihm eine unheilbare Krankheit zugezogen. Sein Verstand hatte sehr trübe Augenblike, und in den hellen war er wohl durch die Rükerinnerung an jene so gedemüthigt, dafs er sich nicht mehr zu freuen vermochte. Er warf sich in die Arme der Religion, und die Priester gewannen, wie natürlich, grofsen Einflufs auf ihn.

Man versichert, dafs es eine Zeit gegeben, wo Spanien zwischen dem Kirchenstaat und Hetrurien zu wählen hatte, und dafs es, auf einen gemachten Anschlag des Grundeigenthums des ersten Staats zu 300 Millionen Skudi, von welchen 160 Millionen der Geistlichkeit, 190 Millionen dem Adel, und das Uebrige dem Volk gehörte, Toskana vorgezogen habe. Wie dem sey, für Ludwig wäre es offenbar wohlthätiger gewesen, wenn man

sein Leben nicht mit einer Krone beschwert hätte.

Freilich nahm er wenigen Antheil an der Regierung, und sein Minister Salvatico, dessen plözlicher Sturz vor kurzem erfolgt ist, ohne dafs die Veranlassung dazu von den meisten mehr als nur vermuthet wird, führte die Zügel der Regierung. Den König aufzuheitern, versuchte man mancherlei Mittel, welche nicht immer zum Besten gelangen. So führte man auf einem Lustschlofs bei Florenz einst eine komische Oper auf, in welcher Ludwig den eifersüchtigen Ehemann, die Königin die erste Liebhaberin, und Salvatico den ersten Liebhaber machte. Aber Komödienspässe vermögen freilich die Wunden des Geistes und der Seele nicht zu heilen.

Ludwig I hat nie die Liebe seines Volks gewonnen; aber würde sie auch nie verlohren haben, wenn er sie je besessen. Oft sind die Zeitumstände so drükend, dafs

auch der beste Fürst unverschuldeter Weise dadurch in den Augen seiner Unterthanen verliert, und dieser Fall war bei ihm. Während seiner ganzen Regierung hatten die Toskaner nie die Hoffnung aufgegeben, ihren geliebten Grofsherzog Ferdinand wieder bei sich zu sehen. Der Muthwillen wurde oft hierüber laut, und zu meiner Zeit fand man einst einen Zettel an allen Eken angeschlagen, welcher nichts als die Worte enthielt:

Guiocate il numero tre (*III*)

Perchè verrà di certo;

und in dem Doppelsinn, die Nummer drei werde im nächsten Lotto gewifs herauskommen, und der dritte, nehmlich Ferdinand, werde gewifs kommen, den Wunsch vieler, und wohl auch geheime Machinazionen gegen die bestehende Regierung verrieth. Aber die Zahl gewann nicht — das Schiksal hatte es anders beschlossen.

Die Königin zeigt sich sehr viel im Pub-

likum. Ihre Jugend und ihr Frohsinn lassen sie, übrigens ohne die Formen ihres Standes zu verlezen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil nehmen. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten oft gesehen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine stark hervorliegende Stirne, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Theile ihrer Physiognomie.

Auf einem öffentlichen Maskenball zu Florenz erschien sie einst als Brodverkäuferin. Niemand kannte sie, und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig genekt. Unwillig riefs sie endlich die Maske herunter. Wifst ihr wer ich bin? sagte sie, ich bin eure Königin. — Das hätten Sie sich auf den Rüken schreiben sollen, antworteten ihr Einige mit Hohngelächter, und verlohren sich im Gedränge.

Königin Maria Carolina.

Menschen, welche auf hohen Posten stehen, sind der Gefahr, mifsverstanden und falsch beurtheilt zu werden, am meisten ausgesezt. So lang dies nur bei ihren öffentlichen Handlungen geschieht, so mögen sie sich leicht getrösten, da die Menschen am liebsten über Dinge urtheilen, die sie nicht verstehen, und auf jeden Fall einst die Zeit kommt, wo die Wahrheit erkannt wird. Greift aber die Unwissenheit und Verläumdung die Handlungen ihres Privatlebens an, so wird der Fall um vieles wichtiger, weil sie nur bei ihren Zeitgenossen die Zeugnisse ihrer Unschuld finden können.

Abgesehen von ihrem öffentlichen Leben hat man einer Fürstin wohl nie weher gethan, als es der Königin von Neapel durch Gorani und mehrere andere geschehen ist. Nicht genug, dafs man in ihr das Weib an-

klagte, griff man sogar die Mutter durch die empörendsten Beschuldigungen an, und ich weifs gewifs, dafs man sie nicht tiefer und schmerzlicher verwunden konnte, als durch diesen Vorwurf.

Die Königin Maria Carolina ist die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, und wer je ihren Hof in der Nähe gesehen, hat sich gewifs davon überzeugt. Ich würde den Verläumdungen Gorani's einen Schein von Wahrheit zu geben fürchten, wenn ich sie gegen ihn vertheidigte. Sie selbst hat es auch nie gethan, und nie zu thun versucht; aber ich weifs, dafs sie bittere Thränen weinte, als sie sein Buch las, und ausrief: Wehe r hätte man mir nicht thun können!

Gorani und seine Parthei haben in jenen Beschuldigungen die Meinung des grofsen Haufens von Neapel aufgefangen, welcher von jeher geneigt war, alles Schlimme, was gesehah, ihr zuzuschreiben, weil sie den

Pöbel einer Hauptstadt nicht achten konnte, der ihre Achtung nie verdiente. Wenn sie den, damals in Deutschland aufkommenden Grundsäzen einer bessern Erziehung zufolge, ihre Kinder nicht immer in Pelz hielt, sondern durch Abhärtung des Körpers zuerst die Gesundheit derselben zu befestigen suchte, so konnte das ein vorurtheilsvoller Haufe nicht begreifen. Ein Kind mit unbedektem Haupte ausgehen, selbst während des Regens ins Freie zu lassen, war unverantwortliche Barbarei. Offenbar hatte man keine andere Absicht, als sie zu tödten.

Ein deutscher Kaufmann in Livorno liefs seine Kinder auch, auf deutsche Manier, mit blofsem Haupte gehn, und sie blühten dabei natürlich, wie die Rosen. Die Italiener schüttelten die Köpfe, und meinten, der Mann müsse offenbar die Absicht haben, seine Kinder umzubringen.

Freilich ist die Erziehung eines Kindes

vornehmer Eltern in Neapel eine ganz andere. Das darf so wenig wie möglich der freien Luft ausgesezt werden, so wenig wie möglich Bewegung machen, den Kopf ja nicht anstrengen, für alle Unarten nicht gezüchtigt werden; aber seinen Magen von Morgen bis Abend mit Lekereien überladen, das ist erlaubt. Freilich erzieht man so auch Schwächlinge an Körper und Geist, ein Pymäengeschlecht, welches keinen Funken von der alten Kraft und dem kühnen Muth übrig behalten hat, wodurch seine Stammeltern erglänzten.

Wenn die Königin von Neapel die Schuld der Zeit drükender empfindet, als manche andere Fürsten, so will ich nicht untersuchen, wie weit sie es verdient. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo alles im Zusammenhange vor uns liegt, was geschehen ist. Aber Gerechtigkeit mufs man ihr widerfahren lassen, und ihr eingestehen, dafs sie eine Frau von

hohem Muth, von unerschütterlichem Karakter, und einer seltenen Consequenz ist. Wenn sie durch diese Vorzüge den Ruin eines Zweiges der Bourbons beschleunigt hat, so seze man sich in ihren Fall, mit dem schmerzlichen Andenken an eine geliebte Schwester, und mit der in ihr nicht neuen Ueberzeugung, dafs die neue Ordnung der Dinge die alte verschlingen werde, und dafs fester Muth, treues Zusammenhalten und unerschütterliche Ausdaurung nur dem allgemeinen Sturz begegnen könne. Wenn aber die Geschichte unserer Zeit durch den unerwarteten Gang der Begebenheiten jede Regierung von Europa überrascht hat, warum durfte sie sich weniger irren? Und wurde nicht auch der gegenwärtige Zustand der Dinge grofsentheils durch Fehler der Ausführuug veranlafst, welche so unerwartet waren, dafs man zulezt nur auf ein Schiksal zurükkommen mufs, dem keine menschliche Kraft widerstehen kann?

Blindlings ist sie nicht hineingegangen in die Wellen, welche sie verschlungen haben. Sie war gefafst auf ihr Schiksal, und hatte die Ueberzeugung, dafs es sich so ergeben würde, wenn sie sich auch weniger in die Unternehmungen gegen Frankreich eingelassen hätte. Ein merkwürdiges Aktenstük bleibt darum immer ein Brief, welcher zur Zeit der römischen Revoluzion aus dem geheimen Archiv Pius VI bekannt gemacht wurde, und der hinlänglich jene Festigkeit des Karakters beweist, welche auch der gröfste Mann unserer Zeit um so eher an ihr anerkennen mufs, je mehr sie selbst ein Hauptgrundstein seiner Gröfse ist. Es ist ein Brief an den Pabst, den ich hier in der Uebersezung mittheile:

Allerheiligster Vater!

„Der Marquis del Vasto hat mir das werthe „Schreiben I. H. überbracht. Ich würde „schon eher meine Pflicht erfüllt, und auf

„die liebreichen Aeusserungen desselben ge-
„antwortet haben, wenn ich es nicht in der
„Absicht aufgeschoben hätte, meine Bitten
„mit denen des Königs, meines Gemahls, zu
„vereinigen, dafs I. H. geruhen möchte, die
„Ernennung der Subjekte für die zahlreichen
„vakanten Kirchenämter zu bestätigen, dem
„gemäfs, was I. H. uns gütigst durch den
„Marquis del Vasto hat mittheilen lassen.
„Ich bin sehr gerührt von der Freundlich-
„keit und Aufmerksamkeit, mit welcher Sie
„diesen verdienstvollen Cavalier aufgenom-
„men haben, und bin äusserst erfreut, dafs
„er seinen Auftrag erfüllt, wie unser Ver-
„langen war, und I. H. von unserer aufrich-
„tigen und wahrhaften Ergebenheit für Ihre
„Person, so wie von unserm lebhaften Eifer,
„alles was von uns abhängt, zu Ihrer Sicher-
„heit und Vertheidigung anzuwenden, über-
„zeugt hat.“

„Ihr zutrauli her Brief, allerheiligster Va-

„ter, bewegt mich, auf Ihre schmerzlichen
„Ausdrüke wegen des harten Friedens *), den
„Sie zu unterschreiben durch die traurigsten
„Umstände gezwungen worden sind, zu ant-
„worten. Ich habe mich unendlich darüber
„betrübt. Es waren die schmerzlichen Folgen
„des unglüklichen Waffenstillstands **) und
„der langen Unschlüssigkeit. Ich zweifle nicht
„im geringsten, dafs diese beiden Ursachen
„die einzige Quelle alles Unglüks sind, und
„dafs noch neuere und gefährlichere Nach-
„stellungen, und mächtige Insinuazionen,
„welche in Ihrer Hauptstadt ausgestreut wer-
„den, das Verderben Ihrer Heiligkeit und
„des ganzen Italiens beabsichtigen. Ich be-

*) Er wurde den 10. Februar 1797 zu Tolentino geschlossen. Vermöge desselben trat der Pabst Avignon an Frankreich, und Bologna, Ferrara und die Romagna an Cisalpinien ab.

**) Neapel schlofs ihn am 5. Juni, und der Pabst den 23. Juni 1796 ab.

„fürchte, heiliger Vater, dafs wir noch lange
„nicht am Ende sind, und dafs noch jezt
„schlimmere Unfälle bereitet und angespon-
„nen werden, um die Standhaftigkeit der
„Völker zu erschüttern, und die wenigen
„Regierungen zu zerstören, welche noch an
„den äussersten Enden dieser stolzen, aber
„unglüklichen Halbinsel übrig sind. Diesen
„schwarzen Betrachtungen bleibt uns nichts
„entgegenzusezen übrig, als standhaften Muth,
„und jene Geistesstärke, welche nur die Re-
„ligion und ihre Vertheidigung, und die
„Gerechtigkeit unserer Sache einflöfsen. Wir
„werden uns, allerheiligster Vater, mit der
„gröfsten Sorgfalt und entschiedenen Festig-
„keit gegen jede neue Nachstellung zu schü-
„zen suchen. Ich kann nichts thun, als I. H.
„einladen, unserm Beispiel zu folgen, und
„den innerlichen Partheien und den falschen
„Freunden zu mifstrauen, denen Sie sich,
„wie ich mit Herzeleid höre, wieder genähert

„haben. Hätte Italien vor fünf Jahren die
„Einladung des Königs, meines Gemahls,
„angenommen, und sich in einen Bund ver-
„einigt, um den zerstörenden Strom, der
„uns bedrohte, abzuhalten; hätte I. H. Ih-
„rerseits die Mittel geltend gemacht, die in
„Ihrer Gewalt standen, den Krieg belebt,
„und die Gemüther, welche damals sehr
„empfänglich dafür waren, durch die Reli-
„gion gestärkt, so wären wir unverlezt ge-
„blieben. Allein das Unglük, falsche Rath-
„geber und Privatabsichten haben dieses Glük
„verhindert; wir sind die Opfer davon ge-
„worden, und werden es noch mehr werden,
„wenn wir uns nicht durch eine vollkommene
„Uebereinstimmung und durch ein aufrich-
„tiges Zutrauen gegen den gemeinschaftlichen
„zerstörenden Feind vereinigen. Verzeihen
„Sie mir diese wahrhafte, aber gut gemeinte
„Digression über einen Punkt, über welchen
„noch so vieles zu sagen wäre. Ich bitte I. H.

„meinerseits sich zu überzeugen, dafs wir „mit grösster Aufrichtigkeit und Theilnahme „bereit seyn werden, Sie zu beschützen und „zu vertheidigen, so bald wir uns auf Ihre „Standhaftigkeit bei den jetzigen, äusserst „gefährlichen Umständen, welche nun unsere „und Ihre Entwürfe begleiten mufs, verlassen „können. Möge die Vorsehung die Unter„nehmungen des Erzherzogs Karls *) segnen. „Ich bitte I. H. um Ihren Segen für mich „und meine Familie, und bin mit Achtung

Neapel, den 27. Merz 1797.

Carolina."

*) Erzherzog Karl übernahm damals eben das Kommando in Italien. Kurz darauf, den 16. April erfolgten die Friedenspräliminarien von Leoben.

Der Erzbischof Capecelatro.

Einer der würdigsten Prälaten, welche ich in Italien kennen lernte, ist der Erzbischof von Tarent, Monsignor Giuseppe Capecelatro. Er lebte gewöhnlich, aber gegen seinen Willen, in Neapel, und regierte von da aus seinen Sprengel besser, als jeder andere seiner Kollegen, der bei seiner Heerde selbst war. Die gegenwärtige Regierung von Neapel beweist ihm mehr Zutrauen, als die vorige, der er durch einigen, aber unverschuldeten Antheil an der Revoluzion verdächtig geworden war.

Capecelatro besafs das Zutrauen und die Liebe seines Sprengels im höchsten Grade. Eine Folge davon war, dafs er während der kurzen Zeit der parthenopeischen Republik zum Repräsentanten desselben erwählt wurde, ohne dafs er übrigens eine Funkzion verrichtet hätte. Dies wäre indefs genug gewesen,

um ihn schuldig zu machen, wenn er auch nicht noch während der Gegenrevoluzion den Zorn des Kardinals Ruffo auf sich geladen hätte.

Als dieser kriegerische Priester die Kalabresen bearbeitete, drang das Feuer jenes Aufstandes auch bis nach Apulien. Mehrere Mönche aus dem Sprengel von Tarent bewafneten sich, und erschienen so vor ihrem Erzbischof. Dieser verwies ihnen ihr kriegerisches Handwerk, und befahl, dafs sie sich ruhig verhalten sollten. „Ha, sagten sie, Ihr seid auch einer von denen? Wir gehorchen Euch nicht."

Wer ich bin, will ich euch zeigen antwortete der würdige Prälat, und liefs jedem von den Widerspenstigen hundert Stokprügel geben. Da sie sich auf den Kardinal Ruffo berufen hatten, so schikte er sie diesem zu, mit der Weisung: So würde er es jedem Priester machen, welcher gegen die kanonischen Gesezе das Schwerdt umgürtete.

Dies hatte denn die Folge, dafs Monsignor Capecelatro nach der Wiedereroberung von Neapel eingekerkert wurde. Bei den Verhören zeigte er eine Geistesgröfse, und eine so ehrfurchterregende apostolische Festigkeit, dafs seine Richter vor ihm zitterten. Gegen Einen unter ihnen, welcher die Achtung vor der Würde und dem Alter des Gefangenen vergafs, erhob dieser sogar seinen Stok, und würde ihn geschlagen haben, wenn er nicht sogleich seinen Ton umgestimmt hätte.

Er wurde wieder frei. Sein erster Gang war zu Acton. An diesen hielt er eine Rede mit so vieler Kraft und Wirkung, dafs der allmächtige Minister ganz zerknirscht vor ihm stand, das Gesicht mit den Händen bedekte, und reuevoll ausrief: Vater, Verzeihung, ich habe gefehlt!

Diese Beredsamkeit soll auch in seinen Amtsvorträgen wirksam seyn. Wenigstens erkennt sie sich in einigen Hirtenbriefen von

ihm, die ich gelesen habe. Wer ihn kannte, liebte und verehrte ihn, vor allem aber seine geistliche Heerde, deren schmerzlichster Wunsch es immer war, dafs er doch wieder in ihre Mitte zurückkehren möchte.

Doctor Salvadori.

Unter den kalabresischen Insurgenten gegen die französische Regierung im Königreich Neapel während des Jahrs 1806, zeichnete sich ein gewisser Doctor Salvadori aus. Dieser Mann ist ein gebohrner Tyroler, und war Agent der Engländer, als der Kardinal Ruffo seinen bekannten Heereszug machte. Er wufste aber seine Absichten den neapolitanischen Patrioten so gut zu verbergen, dafs er sich von den Engländern als solcher in Genua aussezen liefs, und sich unter die cisalpinischen Refugié's mischte, welche sich zu Grenoble befanden. Kurz nach der Schlacht bei Marengo kam er nach Mailand, wufste sich dort einzuschmeicheln, und entwarf einen Plan, das Tyrol zu revoluzionieren. Man lernte ihn aber bald kennen, und er fieng andere ähnliche Unternehmungen in Mailand an. Im Brumaire des Jahrs 9 streute er überall

aus, wie gefährlich die Lage Frankreichs sey, und suchte durch Furcht die Gemüther zu erhitzen. Glücklicher Weise befand sich ein Mailänder von gleichem Namen daselbst, welcher ihn der Regierung angab. Er wurde verhaftet und in das Kastell von Mailand gebracht. Später entwischte er aus dem Fort Finistrelle, und hatte die Kühnheit, im Jahr 1804 wieder auf kurze Zeit in Mailand zu erscheinen. Man erfuhr von da an nichts mehr von ihm, bis er 1806 wieder in der Truppe der Gnora Laurazza in Kalabrien figurierte.

Insurrection von Arezzo.

Am 3. Februar 1802 legte der Minister Addington dem Parlament zu London eine Uebersicht der Kriegsausgaben vor, und berechnete unter andern 7000 Pf. an den englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, und 10,000 Pf. an den Herrn Windham zu Florenz. Herr Robson trat mit verschiedenen Einwendungen auf, und sagte: „Diese Aus-
„gaben erschrekten ihn um so mehr, da er
„nichts, wie den Schein des Friedens, mit
„allen Kosten des Kriegszustandes, vor sich
„zu sehen glaubte; besonders wären die lez-
„ten Vorfälle in Italien so beschaffen, dafs
„wenn die Minister sie vorausgesehen hätten,
„sie es wohl schwerlich gewagt haben wür-
„den, die Präliminarien zu unterzeichnen."

Offenbar hatte Herr Robson hier recht; denn so viel Mühe und Geld die Engländer auf die Unruhen in Italien verwendeten, so

dienten sie doch nur immer dazu, die Macht Frankreichs auf dieser Halbinsel weiter auszubreiten, und dieselbe in mannigfachen Jammer zu stürzen.

Die bekannte Insurrection von Arezzo im Jahre 1799, welche für die Franzosen leicht hätte gefährlich werden können, wurde durch Herrn Windham veranstaltet. Als der Grofsherzog Toskana verlassen mufste, wurde Windham nach Palermo geschikt. Von da kam er aber, da das Land nur schwach von den Franzosen besezt war, und ihre Lage in Italien überhaupt sehr schwankend wurde, ins Geheim wieder zurük, und wählte die Stadt Arezzo, in der Nähe von Florenz, zum Aufenthalt und Organisazionspunkt des allgemeinen Aufstandes. Er benuzte hiezu ein in Italien gewöhnliches Mittel, den religiösen Fanatismus, und erkaufte einen Schuster jener Stadt, um den ersten Lärm zu schlägen. Ein gewisses Madonnenbild von Arezzo steht in

grofser Verehrung, und diese Madonna wurde von dem Schuster gesehen, wie sie in einem, mit zwei weissen Pferden bespannten Wagen, aus welchem die toskanische und die östreichische Fahne wehten, durch die Stadt, und mehreremale um den Freiheitsbaum herum fuhr. Ein solches Wunder, und Windham's Geld waren genug, den Pöbel in Bewegung zu sezen, welcher nun schon die Franzosen als eine von dem Himmel verworfene Nazion ansah.

An verschiedenen andern Orten von Toskana machten sich die Madonnen auf ähnliche Weisen verständlich. Der Aufstand grief um sich, besonders da jeder gemeine Mann dabei, ausser freier Zehrung und Quartier, noch täglich eine Lira Sold, und Hoffnung zum Plündern hatte. Diese rohe Masse von Volk bedurfte eines Führers, und man verlangte von der kaiserlichen Armee hiezu einen brauchbaren Mann. Verschiedene Offi-

ziere, denen dieses Kommando angetragen wurde, schlugen es mit Verachtung aus. Endlich fand sich dazu ein Mann. Er war Fähndrich, und hiefs Karl Schneider. Als ein entschlossener muthiger Soldat war er immer bei der Armee bekannt gewesen; aber bei manchen andern Fehlern besafs er einen sehr schlimmen, eine zügellose Spielsucht. Diese hatte ihn gerade der Verzweiflung nahe gebracht, als ihm jener Antrag gemacht wurde, und man kann denken, dafs er ihn mit Vergnügen ergriff.

An Mannszucht und Ordnung war bei einem solchen Haufen, einem solchen Führer nicht zu denken. Plünderung war die Hauptsache, und ob die Insurgenten gleich Toskana's Gränzen nicht verlassen hatten, so verbreiteten sie dennoch die Schreken und das Elend des blutigsten Krieges in ihrem Vaterlande. Schneider war ein schöner Mann, von wildem Aussehen, und liefs sich Bart

und Bakenhaare so stark wachsen, dafs ihm mehreremale von seinen Obern befohlen wurde, sich scheeren zu lassen. Als er an der Spize eines Räuberhaufens stand, gehörte jenes rauhe Aussehen zum Kostüm seiner Rolle, und hinderte ihn darum gar nicht, den schönen Florentinerinnen zu gefallen. Er that den Franzosen vielen Schaden, und hatte für kurze Zeit einen grofsen Namen. Suwarow schrieb an ihn: Herr Kamerad! und Karl Schneider führte sich auf wie ein Tartare, und wurde nur von seinem Haufen noch übertroffen. Wäre der Aufstand nicht zu frühe durch einen Priester aus dem Val d'Arno verrathen worden, so hätte Macdonald wohl in Toskana sein Grab gefunden. So aber machten sich die Insurgentenhorden bald so verhafst, dafs sich beinahe eine Insurrection gegen sie gebildet hätte. Indefs hatte Schneider seine Zeit genuzt, und viel Geld zusammengescharrt, das er aber, als er Tos-

kana verliefs, schon wieder im Spiel durchgebracht hatte, ehe er nach Ferara kam.

Uebrigens war in Toskana die Stimmung des Volks im Ganzen den Franzosen immer sehr entgegen. Als die Kaiserlichen im Jahr 1799 wieder in Livorno eingezogen waren, wurden viele wegen ihren republikanischen Gesinnungen verhaftet. Dieses Unglük hatte auch ein junger Mensch, welcher zum Halsbandstehen verurtheilt wurde. Er erlitt diese Strafe in Gesellschaft von zween abscheulichen Mördern. Der Pöbel liefs seine Wuth auf das grausamste am den jungen Menschen aus, und that den beiden Mördern nicht das geringste zu Leide. Vielmehr rief es ihnen immer zu: nicht Euch gilt es, sondern dem Jakobiner!

Ich will hier noch eine andere, eben so karakteristische Anekdote hersezen. Der tapfere General Miollis kommandierte eine Zeitlang zu Livorno, und musterte einst das Bürger-

korps der Jäger, welches aus den angesehensten Leuten der Stadt bestand. Er hielt eine Rede an sie, die er mit den Worten beschlofs: Wer ein Kind der Freiheit ist, der trete auf die linke Seite; wer nicht, der bleibe! — keiner rührte sich. Brav, rief er aus, ihr seyd alle Kinder der Freiheit!

Der neue Jesuitenorden.

Als der neue Jesuitenorden wiederhergestellt wurde, bemächtigte er sich sogleich der meisten Unterrichtsanstalten im Königreich Neapel und Sicilien, und würde sie zuverläfsig alle an sich gerissen haben, wenn die Zahl seiner Mitglieder für die Besezung der Stellen hingereicht hätte. Wie man aber denken kann, ergriffen die frommen Väter zuerst alle diejenigen Anstalten, von welchen aus auf den ersten Stand der Nazion, den Adel, am kräftigsten gewirkt werden konnte. So wurde auch das ehemalige Collegio de' Nobili in der Stadt Neapel 1805 wieder eröfnet, und von den neuen Vorstehern desselben folgende Belehrung über das Wesen ihres Hauses an das Publikum erlassen, welche, als eine der ersten öffentlichen Akte dieser Gesellschaft, alle Aufmerksamkeit verdient.

Erfodernisse.

„Dem königlichen Befehl zufolge werden in dieses Collegium nur Jünglinge aus patrizischen Familien, (Fremden und Einheimischen) und aus Städten, welche alten Adel enthalten, (di tal citta, che faccia nobiltà generosa) oder aus Geschlechtern, welche der langjährige Besiz adelicher Lehen mit Glanz auszeichnet, aufgenommen. Auch dürfen die jungen Leute nicht unter sieben, und über dreizehn Jahre alt seyn.“

Religionsübungen.

„Der erste Zwek der Erzieher geht dahin, ihre Schüler in der heiligen Furcht Gottes zu erziehen und zu begründen. Darum werden sie auch Morgens frühe gleich mit lautem Gebet und stiller Andacht gemeinschaftlich beginnen. des Abends wieder laute Gebete mit Gewissensprüfungen, und alle Tage

Besuch des Ehrwürdigsten in der Kapelle. An Festtagen werden die Sakramente begangen, und ausser der Messe, der Gesang vom Dienst der heiligen Jungfrau, eine Ermahnung für die Gröfseren, und eine besondere Unterweisung für die Kleineren in der Gesellschaft. Ueberdies werden alle zusammen, jede Woche einmal, im Katechismus und in den Pflichten des bürgerlichen Lebens unterrichtet. Ferner werden dreitägige Andachtsübungen zur Vorbereitung auf gröfsere Feierlichkeiten gehalten, und die Schüler in den Fasten acht Tage lang hinter einander mit den geistigen Uebungen des heil. Ignazius beschäftigt."

Studien und ritterliche Uebungen.

Die zweite Absicht der Erzieher geht dahin, die Schüler in der Literatur und in denjenigen Künsten zu unterrichten, welche ein Bedürfnifs ihres Standes sind. Daher

werden sie von unsern Vätern in der Grammatik, Redekunst und lateinischen und italienischen Dichtkunst, in der griechischen Sprache, Philosophie, Mathematik, und auch die, welche es verlangen, in der Theologie unterwiesen. Ferner soll ihnen der Unterricht in der heiligen und profanen Geschichte, in der Geographie, Wappenkunst und allen denjenigen Fächern nicht abgehen, welche zur besondern Erziehung eines Cavaliers gehören. Verlangt man Unterweisung im bürgerlichen Recht, so wird einer der anerkanntesten Lehrer der Stadt diesem Verlangen Geuüge thun, wiewohl auf Kosten des Schülers. Dieses ist auch bei Lectionen in fremden Sprachen, im Zeichnen, in Musik und Reitkunst der Fall. Der Unterricht im Tanzen und Fechten jedoch, welcher zweimal in der Woche statt findet, wird von dem Collegium bezahlt."

Wetteifer.

„Studien ohne Wetteifer werden gewöhnlich kalt und nuzlos betrieben. Um diesen daher in allen Klassen der Schule zu beleben, wird man die Schüler durch Aufrufen, Disputazionen, und öffentliche und Privatausarbeitungen in Uebung erhalten. Am Ende jedes Jahres müssen sodann alle Klassen einen öffentlichen Beweis ihrer Fortschritte ablegen. Um sie noch mehr anzufeuren, wird ausserdem eine literarische Akademie errichtet, zu welcher nur die Verdienstvollsten zugelassen werden, die auch eine ehrenvolle Auszeichnung haben sollen.“

Lebensart und Wohnung.

„Die jungen Leute sind in Zimmer mit Betten, Vorhängen und anderm Zugehör, alles aber gleich, vertheilt, und immer unter der Aufsicht eines Vorstehers, bedient von

einem Kammerdiener und Friseur. Wenn einer krank wird, so bringt man ihn in ein besonderes Zimmer, wo er von den besten Aerzten behandelt, und von einem eigenen Krankenwärter aufs sorgfältigste gewartet wird. Alles dies geschieht auf Kosten des Collegiums; nur die Arzneimittel, und einige Erkenntlichkeit gegen die Aerzte, im Fall einer auserordentlichen Kur, kommen auf Rechnung des Kranken."

„Aus Sorge für die Gesundheit sind übrigens bestimmte Stunden zur Unterhaltung, zum Spiel und zum Spaziergang bestimmt, und in den Herbstferien eine Villeggiatur mit den schiklichen Vergnügungen. Uebrigens wird es nicht erlaubt, ausser dem Collegium zu übernachten, oder eine Villeggiatur zu machen. Doch wird es einigemale im Jahr erlaubt, ausser dem Hause bei den Eltern, wenn diese in der Stadt sind, oder bei irgend einem Herrn, an welchen sie,

im Fall dals sie fremd wären, empfohlen sind, zu essen."

Kleidung.

„In der Kleidung sind alle gleich, sowohl beim Ausgehen, als zu Hause. Im Winter eisengraues Tuch zu Hause, und Sommers aschengrauer Sarsch. Ausser dem Hause ein Kleid von schwarzem Tuch, und Winters mit einem seidenen Mäntelchen und Halskrägen; Sommers von Sarsch, mit Unterweste und seidenen Strümpfen. Die Schuhe gemeinlich mit silbernen Schnallen; weder Ohrgehänge, noch Ringe, noch Dosen von Werth, noch Spitzen. Welche zum geistlichen Stande bestimmt sind, tragen die Haare wie dieser. Neuangekommenen ist erlaubt, ihr mitgebrachtes Kleid, wenn es nicht zu sehr von denen der andern abstichet, erst zu verreiben; nur bei den sogenannten Pantalons wird es nicht gestattet."

Ausstattung beim Eintritt.

„Beim Eintritt bringen die Zöglinge ihr Weiszeug für den Leib und das Bette, aber ohne Spizen, ferner Waschtücher und ein silbernes Bestek mit, welches mit dem Wappen ihres Hauses bezeichnet ist. Das Bett mit eisernem Gestell, zwo Matrazen, zwei Kopfkissen, Vorhänge, einem abgenähten Couvert und weisser Ueberdeke. Jeder kann alles dieses um einen festgesezten Preis vom Collegium kaufen, oder selbst anschaffen, nur mufs es mit dem der andern gleich seyn. Ueberdies mufs jeglicher eine nufsbaumene Bequemlichkeit, Sessel und Leuchter haben."

Kosten.

„Für Nahrung, Bedienung und Unterricht im Tanzen und Fechten bezahlt man monatlich zwölf Silberdukaten. Da aber das Collegium noch keine Einkünfte besizt, um selbst

Vorräthe zu machen, so mufs diese Summe für drei Monate immer voraus entrichtet werden. Ausserdem zahlt man beim Eintritt zwölf Silberdukaten für den Verbrauch des Tafelzeugs, die Gläser und die übrige Nebenbedienung bei Tisch für die ganze Zeit des Aufenthalts. Hierunter sind auch noch begriffen die kleinen Trinkgelder, welche man den Bedienten beim ersten Eintritt zu geben pflegt. Während der Villeggiatur entrichtet man sechs Dukaten weiter für Fahrt und ausserordentliche Kost. Uebrigens werden die zwölf Dukaten fortbezahlt, wenn man sich auch aus wichtigen Gründen auf einige Zeit aus dem Collegium entfernt. Hiezu kommen noch die Kosten für Medicin und besondere Lectionen. Sonst aber finden keine Ausgaben weiter statt."

Marchesinus Grassini.

Man sagt den Kastraten sonst eben nicht viel Gutes nach, und schildert sie gewöhnlich als eine sehr hochmüthige, intrigante und bosbafte Menschenklasse. Ich finde gerade keinen Grund, sie zu vertheidigen, und habe nichts dagegen, wenn man das, was ich von dem berühmten Sänger Marchesi erzählen werde, nur für eine Ausnahme erklärt.

Marchesi war in Umständen gebohren, welche ihn zu einer ganz andern Laufbahn zu bestimmen schienen. Aber ein unglükli-

cher Fall, welchen er in früher Jugend that, nöthigte seine Eltern zu der Operazion, welche nachher die Ursache seines ausgebreiteten Ruhms und seines grofsen Vermögens geworden ist. Vielleicht hatte sich zu dieser Zeit seine Stimme bereits etwas gebildet, und ist daher die eigene Beschaffenheit

derselben gekommen, welche im Sprechen und in den tiefern Tönen den Kastraten nicht erkennen läfst. Seine Töne sind die vollsten Brusttöne; aber etwas zäh. Dabei haben sie jedoch so viel Rührendes und Anziehendes, dafs man ihnen kaum zu widerstehen vermag. Mit diesen Vorzügen des glüklichsten Organs verbindet er das tiefste Studium seiner Kunst, und ist in Variazionen, die er mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Zartheit durchführt, unerschöpflich. Man hat ihm manchmal in Opern nachgeschrieben; aber, troz der oftmaligen Wiederholung der nehmlichen Stüke, waren seine Veränderungen unaufhörlich verschieden. Mein Freund S. in L. besizt eine solche Sammlung, deren Bekanntmachung zum besten der Tonkünstler zu wünschen wäre. Diese Talente unterstüzt er durch die schönste Gestalt, seltenen Anstand, eine herrliche Deklamazion, und eine beispiellos zarte und deutliche Aussprache.

So viele Vorzüge gewannen ihm bald den ausgebreitetsten Ruf. Alle italienischen Kastraten suchten ihm nachzuahmen, und verdarben sich häufig, weil ihnen ähnliche Naturgaben fehlten. Der neue Weg, auf welchem die ausgezeichnetsten Köpfe gehen, ist nicht für die mittelmäfsigen. Sie fallen auf demselben in Fehler, welche sie auf der alten gebahnten Strafse vermieden hätten. Diefs war der Fall bei seinen Kunstgenossen, und war es auch einigermafsen bei den Tonsezern, welche nicht für ihn, aber doch in seinem Geschmake komponierten.

Im Gefühl seiner Vorzüge zeigte er oft einen Stolz, welchen man ihm zum Vorwurf machen konnte, und womit er auch einige hohe Personen unserer Zeit beleidigt hat. Ueberall mufste er die erste Bezahlung haben, wo er sang; aber es war höchstens Eitelkeit und nicht Habsucht; indem er oft auf kleinen Theatern für eine geringe Bezahlung sang,

um irgend einem armen Theaterunternehmer, dem er wohl wollte, aufzuhelfen. Einen ähnlichen Zug von Grofsmuth übte er gegen seinen Freund, den mailändischen Kaufmann Ambrogio Radaelli, welcher in Gefahr war zu fallieren. Marchesi bot die beträchtliche Summe von 12000 Zecchini für ihn, und hatte die Freude dadurch alle Gläubiger des Mannes zu einem edeln Wetteifer der Grofsmuth zu beleben.

Aehnliche Züge erzählt man mehrere von ihm, welche beweisen, wie sehr er sich vor den gewöhnlichen Gliedern seines Standes auszeichnet. Ueber die meisten derselben erhebt ihn auch seine sonstige allgemeine Bildung, und das gute Benehmen, wodurch er sich in jeder Gesellschaft auszeichnet.

Eine Dame, aus einem der ersten Geschlechter Genua's, machte sich durch ihre romantische Liebe für diesen Mann sehr bekannt. Sie folgte ihm häufig in die Orte,

wo er sang, um sich an seinen Tönen zu ergözen, und schämte sich einer Leidenschaft nicht, welche — wie zu vermuthen ist — nur platonisch war.

Ich erinnere mich hiebei der Sängerin Grassini, welche ich in verschiedenen Städten Italiens gesehen habe, als sie eben von Paris zurükkam, wo sie sich bekanntlich einige Zeit aufgehalten hat. Auch sie hat sich einen grofsen Ruf erworben, und war noch, als ich sie sah, eine der schönsten Frauen. Ihr Schiksal ist einigermafsen in das von Marchesi verflochten. Sie war Anfangs Tänzerin, aber ohne grofse Auszeichnung. So lernte Marchesi das schöne Mädchen kennen, und interessierte sich auf das lebhafteste für sie. Er entdekte in ihr viele Anlagen zur Musik, gab ihr Unterricht in derselben, und legte durch sein Lob den Grund zu ihrem Rufe, welchen sie sodann durch ihre Schön-

heit sehr erhöhte, aber nicht selten durch ihre Intriguen entehrt hat.

Was man am meisten an ihr rühmt, ist ihre Aktion, ihre Deklamazion und ihr vortrefflicher Anstand auf dem Theater. Sie pafst daher auch nur in die ernsthafte Oper, und hat in komischen Rollen nie gefallen.

Ich habe ihre Liebesintriguen erwähnt. Es sind deren gar viele, und es glänzen in denselben einige der bedeutendsten Namen unserer Zeit. So oft hatte diese Frau Gelegenheit das ausgezeichnetste Glük zu machen; aber sie benuzte sie nie. Nicht einmal ein Vermögen hat sie gesammelt, sondern immer mit einem begünstigten Liebhaber wieder durchgebracht, was sie von einem andern, blos zahlenden genommen hatte. Sie war in den lezten Zeiten, da ich sie kannte, sehr herabgesunken, und wird in ihrem Alter in eine Lage hommen, in der sie vergebens den Leichtsinn ihrer Jugend anklagen wird.

Ihre Geschichte greift indefs hie und da in die Geschichte unserer Zeit ein, und man weifs unter anderm, dafs der Liebe zu ihr, bei der bekannten Belagerung von Genua, 1500 brave deutsche Soldaten aufgeopfert wurden.

Vigano.

Warum sollen wir das Andenken an schöne und liebenswürdige Frauen unserer Zeit nicht auch auf die Nachwelt zu bringen suchen, wie die Griechen und Franzosen? Unsere Enkel werden uns darum nicht für weniger nüchtern halten, als wir wirklich sind; denn wenn die Schönheit gleich eine Himmelsgabe ist, und kein Verdienst, so ist sie eine der bewundernswürdigsten und seltensten, die Mutter der tiefsten Gefühle und herrlichsten Leidenschaften. Wahrlich es ist ein gutes Zeichen für eine Zeitperiode, wenn schöner und geistreicher Frauen Namen in derselben erglänzen. Ohne dies kommt ja das schöne Geschlecht im Buch der Geschichte immer zu kurz. Der Lohn aller ihrer Vorzüge ist Liebe, die sie erweken und erwiedern, und selten mehr. Ihre Tugenden sterben im Dank derer, welche von ihnen beglükt worden

sind, und es ist billig, dafs wir wenigstens zuweilen mit Seneka ausrufen: o wie vieler Frauen Grofsthaten umhüllt Vergessenheit!

Dies ist freilich etwas hoch angefangen, um von einer Tänzerin zu reden, wird man denken. Allein Vorzüge, wie sie die Tänzerin Vigano besizt, sind so selten, dafs sie einigen Enthusiasmus erweken dürfen. Unsere Nazion, welche so schwer zu begeistern ist, wurde ja auch für diese Frau begeistert. Als sie in Wien tanzte, wer wurde nicht bezaubert von ihrer Grazie, von ihrer hohen mimischen Kunst und ihrer natürlichen Schönheit? Wer hatte nicht das Porträt der seltenen Frau in seinem Zimmer hängen? Welche Dame kleidete sich nicht à la Vigano? Wie viele Puzhändlerinnen sezten das à la Vigano auf ihre Schilde, als ein mächtiges Lokungsmittel, bei ihnen sich etwas von dem zu kaufen, wodurch man ihr ähn-

lich werde? Und als sie durch die Aeusserung eines Monarchen: Dies Weib ist ein Engel! einen der mächtigsten Feinde erhielt, und zum leztenmal auftrat, weinte da nicht das ganze Haus vor Rührung und Wehmuth, sie verlieren zu müssen?

Sie ist bekanntlich von ihrem Gatten, dem Tänzer Vigano, geschieden. Die Richter sprachen, aus welchen Gründen weifs ich nicht, ihm die Kinder zu. Sie kaufte ihm das eine mit ihrem ganzen Vermögen ab, und konnte es kaum erwarten, bis sie sich wieder so viel erworben hatte, um auch das andere zu erhalten.

Ich lernte sie in Livorno kennen, als sie sich nach Lissabon mit ihrem Freunde, dem Sänger Naldi, einschifte. Die erste Blüthe ihrer Schönheit war freilich vorüber; aber sie besafs noch immer seltene Reize. Ich habe nicht leicht eine liebenswürdigere Frau kennen gelernt. Ihre Unterhaltung, durch alle

Anmuth des feinsten gesellschaftlichen Tons, vielseitige Kenntnifs von Sprachen und Wissenschaften, und reichem Wiz belebt, konnte man nur dann vergessen, wenn sie irgend eine Scene aus der Mythologie oder Geschichte im mimischen Tanze darstellte, wie sie gerne und oft that. Wer sie so gesehen, dem ist manches von dem zur lebendigen Wahrheit geworden, was Wieland im Agathon und den Briefen des Aristipps so reizend beschrieben hat.

Morghen

Der berühmte Kupferstecher, Raphael Morghen, ist in Neapel geboren, und der Sohn eines deutschen Kupferstechers, welcher vor wenigen Jahren daselbst gestorben ist. Er heirathete eine Tochter des eben so berühmten Kupferstechers Volpato in Rom, und hat auch einigen Antheil an verschiedenen Werken, welche unter den Namen dieses Mannes erschienen sind.

Der Arbeiten Morghen's sind sehr viele. Am bekanntesten ist sein Kupferstich geworden, welcher Leonardo's da Vinci Nachtmahl in Mailand vorstellt. Er kam auf Subscription heraus, welche im Anfang nur einen geringen Preis festgesetzt hatte, aber bei der Menge von Liebhabern bald auf sieben bis zwanzig Zecchini stieg. Indeß wurden einzelne avant la lettre davon in London zu 200 Guineen, in Paris zu 50 — 60 Louis-

d'ors verkauft. Als ich ihn in Florenz sah, hatte er schon 1900 Abdrüke von seiner Platte machen lassen, welche durch einen besondern Kunstgriff noch alle sehr gut waren. Er liefs nehmlich beim Abdruk immer eine eigene elastische Deke zwischen die Presse und das Papier legen, wodurch sich diese in die feinsten Striche einlegte. Man versicherte mich, dafs er mit dieser einzigen Platte, an welcher er drei Jahre gearbeitet hatte, gegen 30,000 Skudi gewonnen habe.

Uebrigens ist er gar nicht reich. Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zehren den gröfsten Theil seines Erwerbs auf. Er ist in den lezten Jahren so devot geworden, dafs er selbst manche seiner frühern Arbeiten bereut, und mit schweren Kosten einige Stüke aus der Fabelgeschichte, wie die Leda, aufkaufen läfst, um sie zu vertilgen. Ausser einigen Porträts, hat er sich daher in neuern

Zeiten nur mit Werken religiösen Inhalts abgegeben, und ist seit einigen Jahren mit einer Platte nach der Verklärung Raphaels beschäftigt, deren Subscriptionsbillette so gesucht sind, dafs man sie bereits zu fünfzig Procent Vortheil wieder verhandelt, ehe die Platte fertig ist.

Ich mufs hier auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher nicht allzubekannt seyn dürfte. Raphael Morghen hatte in frühern Zeiten schon die Verklärung angefangen, die Platte aber, da ihm die Anlage mifsfiel, seinem Bruder, einem übrigens sehr verdienstvollen Kupferstecher, zur Beendigung überlassen. Natürlich hat dieser Kupferstich die Vorzüge nicht, welche man von seiner neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes erwartet. Aber auch von dieser stimmen viele ihre Hoffnungen etwas herab, da er blos nach einer Zeichnung, und nicht nach dem Original arbeitet, — was er über-

haupt gewöhnlich thut, aber nicht thun sollte, — und auch jene Zeichnung nicht ganz vorzüglich seyn soll.

Volpato.

Johann Volpato, welcher den 26. August 1804 in Rom gestorben ist, verdient eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der Kupferstecherkunst. Er verstand es, wie wenige, den Karakter einer Zeichnung auf das Kupfer überzutragen. Sein Stich war rein und nett, und seine Blätter haben fast alle Kraft, Bestimmtheit und Harmonie. Sein Geschmak in der Kunst war sehr ausgebildet, welches schon die Wahl seiner Gegenstände beweist, und er wuſste mit grosser Verständigkeit und seltener Klarheit über sie zu sprechen. Canova verdankt ihm vielleicht seine erste Anerkennung in Rom, indem er von Volpato bestimmt wurde, das Grabmahl Clemens XIV zu unternehmen, welches ihn so vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Vor allen Dingen aber ist ihm Rom die

blühende Schule von Kupferstechern schuldig, welche es gegenwärtig besizt. Auch vor Volpato hat es gute Meister in diesem Fach daselbst gegeben. Er aber brachte durch die vielen interessanten Gegenstände, die er bekannt machte, und die grofsen Werke, welche er mit Ehre ausführte, diesen Zweig der Kunst zu höherem Ansehen, und, so zu sagen, in die Mode, wodurch ein rühmlicher und nüzlicher Wetteifer entstanden ist.

Volpato's erste Jugend verlohr sich in andern Beschäftigungen, die der Kunst fremd sind. Bassano, im Venezianischen, wo er 1735 gebohren wurde, konnte seinem frühen Hang für dieselbe wenige Nahrung geben. Erst später wurde sein gewaltsam hervorbrechendes Talent über seine Verhältnisse Meister, und er wiedmete sich in reifern Jahren der Kunst. Aber er durchflog die mühsame Bahn. Seine ersten Versuche gewannen die Bewunderung aller Kunstverständigen, und

im sehr kurzer Zeit hatte er den ersten Plaz unter den venezianischen Künstlern eingenommen. Dazumal arbeitete er für die italienische Schule, welche Hamilton herausgab. Die Raphael'schen Logen aber, welche in Rom herauskamen, wurden die Veranlassung zu seinem Rufe dahin. Nur die Pilaster dieses Werks waren erst fertig. Ihm wurde die Bearbeitung der Dekengemählde und der Stukarbeiten übertragen. Seine Blätter übertrafen das schon Fertige in so entschiedenem Grade, dafs ihre Würdigung eben so leicht, als vortheilhaft für den Künstler war.

Nun übernahm er für sich selbst den Stich der Stanzen Raphaels. Die Schule von Athen war mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, dafs er wohl einsah, wie er sich nicht nur in der Fortsezung getrost auf die Theilnahme des Publikums verlassen dürfte, sondern noch Hülfe brauchte, um die Erscheinung des ganzen Werks zu beschleuni-

gen. Nachdem er drei grofse Blätter bekannt gemacht hatte, wurde Raphael Morghen sein Schüler. Wie glüklich seine Wahl hierin war, hat der Erfolg bewiesen, welcher in ihm einen der gröfsten Künstler dieses Fachs entwikelt hat.

Sein ganzes Leben widmete Volpato unermüdet der Kunst, wovon seine vielen Werke zeugen. In seinen lezten Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit Landschaften. Die schöne Ruhe eines ehrenvollen Alters fand sich am heitersten in den lieblichen Schöpfungen Claude's wieder. Den Abend vor seinem Todestag hat er noch den Grabstichel geführt. Nach demselben weinten alle, welche den rechtschaffenen, klugen, religiösen und wohlthätigen Menschen, und den guten Familienvater und Bürger gekannt hatten.

Unter den vielen Kupferstichen, welche von seinen Erben verkauft worden, sind manche, die nur unter seiner Leitung und

vielleicht für seine Rechnung ausgeführt wurden. Von ihm selbst aber sind folgende:

Die Vatikanischen Stanzen, und unter diesen, die Schule von Athen, die Disputa über das Sakrament, Heliodor Attila, der Parnafs, der Burgbrand und das Gefängnifs des Petrus.

Die Aurora, und Tag und Nacht, von Guercino in Villa Ludovisi.

S. Andreas, wie er zur Marter geführt wird, von Guido Reni.

S. Andreas Geiselung von Dominichino, in einer Kapelle von S. Gregorio.

Noah's Opfer von Poussin.

Merkur, welcher den Argus einschläfert, eine Landschaft von Poussin.

Die Farnesische Gallerie.

Egeria, eine Landschaft von Claude.

Eine andere mit Räubern von ebendemselben.

Die Flucht nach Egypten von demselben in der Gallerie Doria.

Der Tempel von Delfi, von demselben ebendaselbst.

Apoll und Merkur.

Cefalus und Prokres, beide von demselben ebendaselbst.

Das Crucifix von Guido, in der Kirche von S. Lorenzo in Lucina.

Die Kreuzabnehmung von Raphael, in der Gallerie Borghese.

Die Propheten Joel und Zacharias, und die delphische und kumäische Sibyllen von Mich. Angelo.

In ihren Urtheilen über ausländische Literatur sind die Itatiener bald fertig — weil sie sie nicht kennen. Haben sie etwas Gutes, so ist es in ihren Augen das Beste, was es überhaupt giebt. Ein Beleg hiezu ist ein im Giornale di Pisa 1802. Nro. VIII. S. 106. gefälltes Urtheil über Cesaroti's Homer.

„Zuverläfsig ist es, dafs niemand noch in neuern Sprachen den Homer mit mehr Kraft, Mannigfaltigkeit, Eleganz und Harmonie sprechen liefs, als Cesarotti; und dafs es keinem vor ihm gelungen ist, den langen und trokenen Schifskatalog, ich will nicht sagen, angenehm und bewundernswürdig wieder zu geben, sondern nur erträglich.“ Wie stolz wiederholten sie Voltaire's bekannte Verse:

Nous avons l'agrément, la clarté, la justesse;
Mais égalerons-nous l'Italie et la Grèce?

Nun ein Urtheil über fremde Literatur! Ich hebe es aus den Lettere capricciose aus, welche der bekannte Schauspieldichter Albergati, und der durch einige wizige Gedichte bekannte Ab. Zacchivoli mit einander gewechselt haben. Sie stehen im 9ten Brief von des Erstern Werken. Albergati schreibt:

„Unter den Engländern wird Shakespeare „wegen seinen theatralischen Werken ver„göttert. Man sagt, er sey einer der ersten „Dichter dieses Fachs bei seiner Nazion ge„wesen, unerachtet es ihm gänzlich an „Kenntnifs und Bildung gefehlt, er keine „Muster bei seinem Volke fand, und die der „andern nicht lesen konnte. Mag man Sha„kespearen immer loben und bewundern! „Aber man kann seine Lust- und Trauerspiele „doch nicht anhören ohne zu gähnen, zu „schlafen, oder sie auszuzischen. Das Nehm„liche ist bey Ariosto's Komödien, und bei „so vielen andern unserer besten der Fall."

Nun etwas über die Alten: „Man lese ein-
„mal die Iliade und das befreite Jerusalem;
„die Batrachomgomachie, und den geraubten
„Eimer und den Pult; den Menander und
„dann den Moliere: den Euripides und So-
„phokles, und den Corneille, Racine, Vol-
„taire und auch den Pradon wenn man will.
„Die ersten werden unsere Bewunderung er-
„regen, weil sie die ersten waren. Aber die
„andern werden in unserer Seele das ange-
„nehmste Vergnügen erregen; sie werden
„uns unsern Beifall abzwingen. Ja diese
„Alten waren unsere Lehrer, das geb' ich
„zu. Aber ich frage dich, lieber Freund,
„ist es gesund gedacht, bei einem Lehrer zu
„studieren, der nur lehrt? Wird man nicht
„lieber bei seinem Schüler in die Schule
„gehn, der schon gelernt, und seine Kunst
„vortreflich ausgeübt hat? Wenn ich mich
„mit Vergnügen unterrichten kann, warum
„soll ich es mit Verdrufs thun?"

Und jezt über vaterländische Literatur:

„Ich möchte Komödien schreiben können,
„wie Goldoni, und Tragödien, wie Voltaire.
„Und ich lese auch beider Werke unaufhör-
„lich mit gespanntestem Nachdenken. Warum
„soll ich mich über Terenz, Plautus, Aeschy-
„lus und Euripides halb zu todt studieren?
„die genannten Franzosen, und der nie genug
„gepriesene Goldoni haben schon von ihnen
„gelernt, wie man vortreflich in der Kunst
„werden soll. Drum will ich lieber sie stu-
„dieren, von ihnen lernen."

Aber jezt eine grofse italienische Kezerei!

„Aeusserst angenehm ist es, wenn man, um
„eine Schönheitsidee zu fassen, die nicht vor-
„handen ist, den Kopf auf die Folter spannen
„soll, blos um zu fassen und zu sehen, was
„nicht zu fassen und zu sehen ist. Z. B.
„um die göttliche Komödie zu verstehen, die
„von vielen mit Recht weder für eine Ko-
„mödie, noch für göttlich anerkannt worden

„ist, mufs man sich in jene rohen Zeiten „der Wissenschaften und der Sprache verse-„zen, in denen sie geschrieben worden ist. „Gut! Ich will mich hineinversezen. Aber „welche Schwierigkeiten stellen sich mir ent-„gegen! Ich gebe dem Herrn Alighieri einen „Handschlag, welcher sie gröstentheils über-„wunden hat. Und was kommt nun heraus? „Mich soll eine rauhe Sprache (linguag-„gio) vergnügen, die ich nicht verstehe; „eine Verbindung von Bildern, die mir den „Kopf schwindeln machen; ein Heer von „Gedanken, die mir mehr sein Erklärer, als „der Dichter sagt?"

„Wenn die Schwierigkeiten des Siegs den „Preis desselben so sehr erhöhen soll, so „müfste man doch den Springer Turchetto, „welcher über acht Männer zu Pferd weg-„sprang, dem leichten Tänzer Le Pique vor-„ziehen, welcher mit der gröfsten Anmuth „die seltenste Kunst verbindet, welcher tan-

„send und tausend verschiedene Schritte „macht, ohne dafs der Zuschauer für ihn „zittern darf.“

Aus derselben Schrift ein Wort der Wahrheit. „Man verdamme einmal keinen Ver„brecher zum Tode. Was wird nun die „höchste Strafe seyn? — Verdammung zu „öffentlichen Arbeiten. Nimmt man zu diesen „nun Verbrecher, so ist doch gewifs, dafs „man Leute dazu nöthig hatte, ehe der Dieb„stahl, der Mord begangen war. Warum „fängt man jene Landstreicher nicht auf, „und gebraucht sie, ehe sie das Böse gethan „haben, zu öffentlichen Arbeiten, und kommt „so dem unglüklichen Augenblik zuvor, da „man sie strafen mufs? Warum ist man nicht „aufmerksam auf diejenigen, welche Talent „haben, und denen nichts fehlt, als die Ge„legenheit sie zu zeigen? Die Wirkungen

„des Müssiggangs vermeiden, die Müssigen
„zur Arbeit zwingen, dem Talent Aufmun-
„terung und Unterstüzung geben, dies sind
„die sichersten Mittel, jede Regierung sanft
„und beglükend zu machen. Aber, sagen
„sie, man kann nicht. — Ja, man kann!
„Man kann! Leicht könnte man es beweisen.
„Man wende die Aufmerksamkeit nur auf die
„Erhaltung guter Sitten. Man betrachte, an
„welche Gegenstände Fürsten ihr Geld und
„Gut wegwerfen, und dann sage man mir, ob
„das Vermögen, oder der gute Wille fehlt."

„Aber das beste Mittel ist freilich, den
„Untergebenen ein gutes Beispiel zu geben.
„Ich weifs, und gesteh' es mit Erröthen,
„dafs ich, wenn ich einen grofsen Theil des
„Tags am Spieltisch zugebracht, nicht den
„Muth habe, einen meiner Bedienten zu
„zanken, seh' ich ihn auch mit den Karten
„in der Hand."

Als Cola Rienzi während der Abwesenheit der Päbste in Avignon die alte republikanische Gesinnung bei den Römern wieder zu erwe-ken strebte, konnte es auch nur durch die Künste geschehen, wodurch es unruhigen Köpfen jederzeit gelungen ist, die Menge zu einem vorübergehenden Auflodern von Selbst-gefühl zu bringen.

Wir haben es ja gesehen, wie sie's in un-sern Tagen machten. Cola Rienzi hatte die römische Republik in die Höhe geblasen, da mufste er den Bürgern derselben doch auch einen augenscheinlichen Beweis des neu auf-gegangenen Glükes geben. Vom bronzenen Pferde, worauf Kaiser Mark Aurel reitet, wurde der Beweis ad hominern geführt. Einen ganzen Tag strömte das edle Thier aus dem einen seiner Nasenlöcher rothen Wein, und aus dem andern klares Wasser.

Beim Einzug Leo's X in Rom gehörte die-selbe Freigebigkeit des neuen Pabsts unter

die gröfsten Festlichkeiten des Tags. Wasser flofs neben Wein zur Erquikung des römischen Volks.

Nun wissen wir zwar sehr gut, dafs dergleichen Feste auch in unsern Tagen nicht selten sind; aber wir haben nie gehört, dafs man in Deutschland bei solchen Gelegenheiten Wasser neben dem Wein fliessen liefs.

Darin könnte ein karakteristischer Unterschied beider Nazionen liegen. Er könnte beweisen, dafs die Italiener schon das Recht haben, uns für gute Trinker zu erklären, da es immer noch zum Ruhme der Mäfsigkeit bei denselben gehört, den Wein nicht unvermischt zu trinken.

Sind es aber vielleicht die stärkern italienischen Weine, die jene Vermischung nöthig machen? — Wenn wir ehrlich seyn wollen, so müssen wir immer gestehen, dafs unsere deutschen Landsleute in Italien den Wein des Landes selten mit Wasser gemildert trinken,

wenn sie das nicht auch schon zu Hause gewohnt waren.

Die Bäker in Rom mufsten uns bereits zu Beweisen dienen, dafs das Est, est, est noch heutzutage eine anziehende Kraft besizt. Die deutschen Soldaten, deren sehr viele in neapolitanischen Diensten sind, haben diese Schwachheit selten diesseits der Alpen gelassen. Die Wohlfeilheit der italienischen Weine verführt sie nur noch mehr zum Genusse eines Getränks, worin der gemeine Mann in Deutschland so häufig alle seine Lebensfreuden zu finden pflegt. Sie geniessen desselben mit einer Unmäfsigkeit, die ihrer Nazion den Schimpf der Trinksucht erhält, und sie frühe ins Grab liefert. Die meisten sterben an der Schwindsucht dahin, weil sie sich zu viel gestärkt haben.

Ihnen ist das klare Wasser umsonst geflossen. In ihren Augen ist Mark-Aurel ein

Knauser, wenn sein Rofs nicht aus beiden Naselöchern des Weins die Fülle ausströmt.

Auf den Spaziergängen durch Rom kommt dem Fremden ein wenig Kenntnifs der Wappenkunde ganz vortreflich zu Statten. An den vorzüglichsten Werken der neuern Kunst haben die Päbste, die sie errichtet, sich immer ein ewiges Gedächtnifs stiften wollen. Sie banden ihren Namen an irgend etwas fest, was länger dauren mufste, als die Erinnerung an ihre Verdienste, und haben damit wirklich einigermassen ihre Absicht erreicht.

Was haben diese Bienen zu bedeuten, mit welchen man das Gebäude der Propaganda und anderer Kirchen und Paläste überladen sieht? fragt jedermann, der nach Rom kommt. — Sie sind das Haupt-Emblem des Barberinischen Wappens, und sollen an Urban

VIII erinnern, mit welchem der Glanz dieses Hauses begann. Kein Wappen karakterisirt so deutlich seine Familie, wie dieses. Es ist die fleissige Biene, welche allen Blumen ihren Honig raubt, ihn in ihrem Korb anzuhäufen; noch triftiger die Wespe, die den Bienen selbst den Honig stiehlt, um ihre Zelle zu füllen.

Urban VIII hieng mit Aberglauben an diesem seinem Wappen. Während des Conclave's, aus welchem er, mit der Tiare verherrlicht, hervorgieng, hieng sich ein Bienenschwarm an die nördliche Seite des Vatikans. Urban VIII war ein Florentiner, und als man ihn zum Pabst erwählt hatte, war das, übrigens ganz natürliche Phänomen, ein übernatürliches geworden, welches die Schmeichelei leicht erklärte.

Noch deutlicher sprach sich das Wohlgefallen des Himmels über diesen Pabst in einem — Ei aus. Unter seiner Regierung

ward das wunderbare Ei von einem Huhn in Rom gelegt. Auf demselben sah man eine Sonne, auf dieser eine Biene, und unten die beiden Buchstaben C. B. Die beiden ersten Erscheinungen waren leicht erklärt, und das C. B. wurde natürlich auf die Familie des Pabstes gedeutet.

Wenn die Päbste eben so leicht unter die Sterne als in das Paradies versezen könnten, so dürfte das wunderbare Huhn jezt am Himmelsgewölbe prangen. So liegt sein Ehrengedächtnifs in einem alten Buche begraben, aus welchem wir es wieder erwekt haben.

Bisher kannte man nur Hosenmahler; jezt kennen wir auch Hosenbildhauer. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir es sahen, und waren am Ende wenigstens mit der Sprachbereicherung zufrieden.

Eigentlich hat es ja doch schon Hosenmahler gegeben, seit es Pinsel giebt; und

Hosenbildhauer, seit der erste Meisel sich dem Marmorblok näherte; aber es gieng da, wie in allen Dingen; die Sachen und die Begriffe waren längst, nur das Wort fehlte, so es bezeichnete.

Bekanntlich ist die Erbschaft des reichen Hauses Pamfili an das römische Haus Doria übergegangen. Der Kardinal dieses Namens machte neulich die schöne Erbschaft, welche ihm auch die reizendste aller römischen Villen, die Villa Pamfili zubrachte.

Sehr viele antike Statuen sind in derselben. Aber die meisten hatten den, dem frommen Kardinal gar anstössigen Fehler, dafs sie nakt waren. Nicht zufrieden selbst mit der Bedekung, womit sich der gewifs frömmere Pius VII begnügt, mit dem Feigenblatte, grif er zu jenem Hülfsmittel, womit man einst Buonarota's jüngstes Gericht sich zu schämen zwang — er liefs ihnen Hemden und Hosen von Gyps anziehen.

Die meisten dieser Statuen benehmen sich in ihren Gewändern sehr links. Eine Venus, in der Stellung der mediceischen, zum Beispiel, wird äusserst lächerlich durch ihre Schamhaftigkeit. Sie scheint sich ihrer Hosen für den frommen Kardinal zu schämen.

Der Italiener hat mehr Vaterlandsstolz, der Deutsche mehr Vaterlandsliebe. Jener beruft sich auf die Vergangenheit; dieser auf die Gegenwart, und beide haben vielleicht gleich viel, oder gleich wenig Recht dazu.

Was hilft es, dem Blinden einen Spiegel vorzuhalten? Er wird sich selbst nicht sehen. Aber man pflegt sich sonst gerne seiner Jugendzeiten zu erinnern. Die Italiener thun dies mit der Resignation des alten Weibs, welche einen gerne vor ihr Jugendporträt führt.

Eine der sonderbarsten Aeusserungen dieser

Eitelkeit war der Prozefs, welchen zween Flüsse der Romagna, oder vielmehr die Anwohner derselben, mehrere Jahre mit einander führten. Beide stritten sich um die Ehre, der Rubicon zu seyn; und über diesen, denn doch blos antiquarischen Streit mufste am Ende das Tribunal della Ruota entscheiden, welches hier zum erstenmal in den Fall kam, einen Urtheilsspruch zu thun, der noch höhere Appellation gestattete.

Sollte es nicht karakteristisch seyn, dafs sich ein Volk um die Ehre stritt, einen Flufs in seinem Gebiete zu besizen, welcher blos darum merkwürdig geworden ist, dafs an seinem Ufer der Tod der römischen Freiheit beschlossen wurde?

In Italien ist der Bettel ein Handwerk, welches erlernt werden mufs. Wer seine Schule nicht schon in früher Jugend ange-

fangen hat, bringt es nie weit. Es ist damit beinahe wie mit dem Seiltanzen.

Man lache nicht über diese Vergleichung. Es gehört eine ausserordentliche Herrschaft über den Körper und den Geist, und eine ungewöhnliche Gelenkigkeit beider dazu, in den krampfhaften Bewegungen einer wilden Krankheit Stundenlang auszuharren, des Winters halbnakt auf dem nassen Boden zu liegen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dafs eine schmerzliche Wunde doch immer ein gutes Mittagsessen werth sey — steige hinab unter die Lahmen, die Blinden, die Krüppel, wer will, und versuche, ob er es ihnen gleich thut.

In der Zeit, als sich der unbändige Geist des Mittelalters in die Handwerksinnungen verlohr, machten die Bettler in Florenz eine eigene Gilde aus. Sie hatten ihre Geseze, ihre Heerberge, wie die übrigen Handwerker, und waren so zahlreich, dafs sie sich wieder

in einzelne Zweige theilen mufsten. Die Blinden zum Beispiel sonderten sich von ihren übrigen Handwerksgenossen ab, weil sie oft von ihnen betrogen wurden, wie manche lustige Geschichte in den ältesten Novellenerzählern der Nazion beweist.

Es ist nichts so ganz ungewöhnliches, dafs ein Bettler, die Hülfe, so man ihm gegen sein Gebrechen reicht, hartnäkig ausschlägt. Ein solcher Mensch, denken wir Nordländer, sollte durch eine Prügeltracht zur Vernunft gebracht werden. Aber in diesem Lande rührt diese Hartnäkigkeit nur desto mehr zum Mitleiden, weil da Kasteiungen grofse Verdienste sind. Denn der heilige Labre schlug ja auch eine gute Suppe aus, um sich mit weggeworfenen Citronenschaalen zu nähren. Wer kann einem solchen Gebrechlichen hart begegnen, da man nicht weifs, ob man nicht dereinst vor ihm wird knien müssen?

Im 18ten Jahrhundert war das freilich

anders in Florenz. Damals gab es ein Gesez, welches solchen Personen, wenn sie ein Gegenstand des Ekels seyn konnten, verbot, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber das Gesez wurde bald vergessen, und es ist heutzutage ein Verdienst geworden, andere mit Abscheu und Ekel zu erfüllen.

In jeder grofsen Stadt Italiens giebt es einen oder mehrere Bettler, welche sich durch irgend eine Geschiklichkeit über ihre Zunftgenossen erhoben haben. Wer jemals durch die Strafse de Condotti in Rom gegangen ist, hat da einen feisten Graukopf auf der Erde sizen sehen, welchem die Beine fehlen. Dieser Mann befindet sich so gut bei seinem Handwerk, dafs er jedes Jahr an seinem Namensfest, am Peters-Tage, seine Handwerksgenossen zu einem grofsen Schmause einladet, wo es recht lustig zugeht. Ein freundlicher Gruſs ist es, womit er seine Gabe fordert, und nur Wenige gehen ungerührt an ihm vorüber.

Ein Anderer, welcher nun gestorben ist, improvisirte nicht mittelmäfsig, und hatte eine solche Stärke im leidenschaftlichen Aus-druk des Körpers, dafs er immer kleine mimische Schauspiele gab. In einem Augenblik hatte er einen Kreis von Zuschauern um sich geschlossen, welche natürlich nicht weggiengen, ohne sein Talent durch eine kleine Gabe geehrt zu haben.

Die bekannte Grabschrift eines Deutschen in Monte Fiaschone wird den Deutschen noch heutzutage in ganz Italien erzählt, wenn man ihnen beweisen will, dafs sie grofse Freunde des Trinkens seyen.

Dieser Glaube ist sehr alt bei der Nazion. Schon Bandello sagt: der Deutsche ist gut zu behandeln. Gieb ihm tüchtig zu trinken, so machst du mit ihm, was du willst.

In Rom sind freilich die Berauschten;

welchen man begegnet, beinahe durchgängig deutsche Bäkerknechte; denn die meisten dieser Gilde sind unsere Landsleute. Der Wein ist in Italien sehr wohlfeil; andre Vergnügungen können sie sich nicht machen; durum lassen sie sich's herzlich schmeken.

Aber diese wird man doch durch das est, est, est, welches ich über mehrerer Weinbuden in Rom geschrieben las, nicht loken wollen. Es scheint mir vielmehr ein römischer Scherz zu seyn, der nicht ohne Salz ist.

In Livorno haben die Liquerbuden gewöhnlich englische Aufschriften. Dies erklärt sich sehr leicht. Aber die lateinischen der römischen Weinkeller sollen doch nur deutsche Bäkerknechte anziehen.

Die päbstliche Chalkographie in Rom giebt ein Verzeichniſs der Bücher und Kupferstiche heraus, welche bei ihr zu haben sind.

Unter den lezten sind viele Porträte, und jeglicher Kardinal ist da in effigie zu haben. Zur Bequemlichkeit der Sammler sind die Rothbehuteten und Rothbestrümpften darin unter die Päbste geordnet, von welchen sie ins heilige Collegium aufgenommen worden sind. Denn weiter läfst sich doch gewöhnlich nichts von ihnen sagen.

Es geschieht unter dem Titel: Creature di Pio VI, Pio VII u. s. w.

Im Italienischen hat das Creatura den Sinn gewöhnlich nicht, welchen das deutsche Kreatur Pius VII haben würde. Wir glauben, unsere Landsleute auf diesen Sprachunterschied aufmerksam machen zu müssen, weil sie sonst leicht glauben könnten, dafs man in Rom etwas anders bei seinem wahren Namen nennen dürfte.

Man verkauft in Rom Visitenkarten mit allen möglichen Bezeichnungen. Beinahe jeg-

Kaufer kann da welche finden, die seinen Stand und sein Gewerbe symbolisch vorstellen.

In dem letztern Sinne scheinen die Visitenkarten erfunden worden zu seyn, welche alle möglichen alten und neuen Monumente der Stadt vorstellen. Sie waren wohl auf die Fremden berechnet, von denen man glaubte, dafs es eigentlich nichts gebe, was ihnen in Italien verständlich wäre, als Ruinen, Kirchen, Statuen u. dergl.

Wir haben Jemand gekannt, der mit dem Abgeben solcher Karten Sinn verband. Bei einer alten Dame liefs er gewifs nie andere, als solche, die etwa irgend eine, von der Zeit recht übel mitgenommene Ruine darstellen. Einen Monsignore, der dem Trunk sehr ergeben war, erfreute er immer durch eine Ansicht von Ripa grande, einer Ufergegend der Tiber, wo die fremden Weinverkäufer ihren Siz haben, und, wo immer volle Fässer aus den offenen Thüren heraus-

lachen. Einem Kardinal, dessen Karakter unerklärbar war, schenkte er eine Karte, mit irgend einem Obelisken, und so trieb er ein vielfach bedeutendes Spiel mit einer Sache, welche sonst so wenig Sinn hat.

Als wir nach Girgenti kamen, beehrte uns ein vornehmer Geistlicher des Orts mit einem Besuche. Er fand uns nicht zu Hause, und liefs daher seine Karte. An sich ist das nun nichts Bedeutendes. Aber die Karte fiel uns sehr auf. Sie enthielt nichts weniger, als geradezu alle alten Monumente der Stadt im Auszuge beisammen. Wir schlossen daraus, wie grofsen Werth dieser Mann auf einen Vorzug seiner Vaterstadt sezte, an welchem er doch so wenige Schuld hatte, als am trojanischen Krieg, und fanden uns, da wir ihn selbst kennen lernten, wirklich nicht in unserm Schlusse betrogen. Der Mann blähete sich eigentlich über diese Merkwürdigkeiten, und wie oft mufsten wir ihm das

Geständnifs machen: dafs Girgenti die Stadt aller Städte sey!

Die Revolution hat in Italien, wie in Frankreich die Sprache bereichert. Das Wörterbuch der Crusca enthält diesen Ausdruk gewifs nicht; und wir können wetten, dafs nur wenige Münzkundige ihn verstehen werden.

Die römische Republik des achtzehnten Jahrhunderts bekam auch den Einfall Münze zu schlagen. Hauptsächlich brachte sie erbärmliche Kupfermünze in Umlauf, welche mit dem Bilde der Madonna, statt vorher mit dem des heiligen Petrus geziert war.

Die neuern Römer verstanden, wie die Völker beinahe durchgängig, den Ausdruk Republik nicht ganz richtig. Sie dachten sich darunter einen Staat, worin es jeglicher treiben könne, wie er nur möge. Und sie haben es wirklich arg genug getrieben!

Sie konnten z. B. nicht begreifen, warum der Staat allein nur Münzen schlagen sollte, da sie derselben doch so sehr benöthigt waren. Im Vertrauen auf die republikanische Freiheit, machten sich daher manche einen Stempel und prägten sich Geld für ihren Hausbrauch. Der Kürze halber nahmen sie die alte, mit dem heiligen Petrus geschmükte Kupfermünze, welche weit gehaltreicher war, und prägten eine Madonna darauf, wodurch der Werth verdoppelt wurde.

Wahrscheinlich fanden sie das Ding so vortheilhaft, dafs sie sich nicht genug beeilen zu können glaubten, die günstige Zeit zu benuzen. Da geschah es denn sehr häufig, dafs eine Madonna zum Vorschein kam, welche St. Petrus Bart beibehalten hatte.

Alle dergleichen, für den Hausbedarf verfertigte Münze hiefs man moneta casareggia. Roba casareggia nennt man überhaupt in Rom ein Mädchen, welches, ohne

dem Volke zu diesem, von irgend jemand zum Privatcollectivfuls umgebalten wird.

Man sieht, wie diese Sprache so bequem ist! Die Sache haben wir wohl auch, aber die Ausdrüke nicht.

Der Italiener überhaupt räsonnirt nicht so viel über das Leben, wie man im Norden thut; und lebt darum doch vergnügter, als wir. Er berechnet seinen Schritt nicht leicht mit den Folgen, und sind diese eingetroffen, so macht er ein gutes Gesicht dazu.

Bei uns muls sich jeder schon im frühen Alter für sein künftiges Leben bestimmen. Der gröfste Theil seiner Erziehung wird für den entfernten Zwek eingerichtet, den er sich gewählt hat; und ehe man nur weis, ob er je ein Pferd erhalten wird, lehrt man ihn schon die Grundsätze der Reitkunst.

So wie er nur auf den Beinen stehen kann,

mufs er schon ein Kompliment machen; ehe er seine Muttersprache spricht, lehrt man ihn bereits eine fremde; ehe er nur weifs, ob es, ausser seiner Kinderstube, noch eine andere giebt, spricht man ihm schon vom fünften Welttheil und von den Bewohnern des Hundssterns.

Kurz, man sucht ihn mit aller Gewalt gescheut zu machen.

Wie ganz anders der Italiener! Weit entfernt, seinem Kinde schon in der Wiege vor dem Leben Bangigkeit zu erregen, zeigt er ihm höchstens die Schreken eines künftigen. Und wie er es mache, aber das Kind begreift bald genug, dafs man eben darum das jezige geniessen müsse.

Keine unnüze Last von Worten und Sachen, die ihm nie etwas nüzen, beschwert den zarten Geist. Nicht zeichnet man ihm mit der Kreide die Schritte auf den Boden, die es thun soll; man spricht ihm nichts

von Anstand, und feinem Betragen, und bei alle dem ist der italienische Junge im 12ten Jahr klüger, als der deutsche im 18ten. Man darf ihn immer in gute Gesellschaft bringen, wo der deutsche Knabe eine erbärmliche Rolle spielen würde.

Darum hat man ihm aber auch das unglükliche Mifstrauen gegen sich selbst nicht beigebracht, womit wir unsere Kinder quälen, wie uns unsere Religion. Er thut Alles, was er thut, mit Zuversicht, und gewifs, dafs er nicht bei jedem Fehltritt abgekanzelt wird, schreitet er gerade zu.

Keinem Eintritt in irgend eine festere Lebensbahn geht eine ängstliche Zeremonie voraus. Er mufs nicht auf Jahre seinen Leib und seine Seele dem Gewerbe verschreiben; er versucht es einmal, und gelingt es, so ist's gut; wo nicht, so probiert er es anders. So geschieht es, dafs die geringere Klasse sich auf mehrere Weisen versucht; dafs am

Ende freilich oft mehrere mifslungene Versuche zu nichts geführt haben — aber auf jeden Fall bleibt ihm doch noch mehr, als ein Ausweg übrig — er wird Mönch, Mäkler, Lastträger, oder Bettler. Von diesen Gewerben mufs Eins ihn nähren.

Wir wissen recht gut, was dagegen gesagt werden kann. Aber die Vortheile springen vielleicht nicht so sehr in die Augen. Wir vergleichen hierin die Italiener gerne mit den Volontairs der Armeen, die oft die bravsten Thaten verüben, ohne dafs man auf sie rechnen könnte.

Nirgends räsonnirt man vielleicht so viel über das Heirathen, wie in Deutschland. Wie viele Weiber haben wir, wie sie seyn sollten? Wie viele Theorien der Ehe? Wie viel betrügerische Ehespiegel sind uns in unsern bessern Romanen vorgehalten, aus welchen gewöhnlich ganz was anders heraussieht, als das ist, was hineinblikt.

Von dem Allen weifs der Italiener nichts. Er macht entweder eine Konvenienzheirath, oder eine Heirath aus Liebe — und bei diesen beiden Gattungen fällt bekanntlich alles vernünftige Räsonnement weg.

Er macht den gewaltigen Anlauf unserer Junggesellen nicht, die erst Jahre lang um das Mädchen herumschleichen, auf das ihr Plan geht. Es soll ja keine Seite ihres Karakters seyn, welche er nicht kennen will, ehe er wirbt, und leider entdekt er dann immer so viel, dafs es ihm recht herzlich bange wird vor derjenigen, mit der er sich an das Ehejoch spannen will. Sonderbarer Weise scheint er gar nicht zu wissen, dafs die Ehe das Treibhaus ist, in welchem sich jeder moralische Keim, wie jeder physische, entwikeln mufs, und dafs sehr viel und Alles von dem Gärtner abhängt, wie er aufgehen soll.

Das italienische Mädchen besinnt sich nicht

lange, ihre Hand zu geben, wenn sie gefodert wird. Ihre Mutter hat sie ferne gehalten von den Männern, aber ihr keine Furcht vor ihnen beigebracht, wie die unsern — für sie ist die Ehe das Thor der Freiheit, in welches man nicht frühe genug eingehen kann.

Freilich treiben sie es dann in der Ehe auch ganz anders, wie wir. Aber wir wollten der Sache auch gerade keine Lobrede halten. Für die bedächtliche Nazion geht das nicht; denn am Ende müfsten die Deutschen ja doch wohl Italiener seyn, wenn sie's auch so machen sollten.

Ein deutscher Arzt entband eine Frau. Als das Kind glüklich zur Welt gekommen war, frug ihn die dabei gegenwärtige Hebamme: ob er ihm die Zunge gelöst habe. Der Arzt antwortete ihr, dafs es nicht nöthig sey.

Avete ragione, sagte sie, per le vostre parolaccie anderà pur troppo bene.

Des Winters haben die Italienerinnen bekanntlich immer ein Kohlbeken in den Händen, welches oft sehr niedlich von Silber gearbeitet ist. Gut italienisch nennt man es il caldanino; in Rom aber heifst es scherzweise il marito (der Ehemann). Eine junge Bologneserin kam zur Erziehung in ein Nonnenkloster daselbst, und frug, mit diesem Provinzialausdruk unbekannt, als sie eine der Schwestern sagen hörte: dov'è il mio marito? (wo ist mein Kohlbeken?) — ganz erstaunt: Come? Le monache hanno mariti? (Wie? Haben denn die Nonnen Männer?)

Der Abbé Prévost erzählt in seinen Aventures et Anecdotes die Geschichte eines

Genuesers, der nach Livorno kommt. Da heifst es denn: „Rien ne le frappa (in Livorno) si sensiblement, que la vue d'une infinité de Turcs captifs, que les habitants prennent ou achetent sur mer, et qu'ils emploient de toutes sortes de manières à leur service, quoiqu'avec moins de rigueur, que les Turcs n'en usent avec leurs ésclaves chretiens."

Die Infinité ist hier karakteristisch. Bekanntlich hatte Toskana nie eine ansehnliche Marine, und der Türkensklaven waren immer sehr wenige in Livorno. Indefs machte das die Sache frappant; denn Türkensklaven hatte der Genueser auch in Genua gesehen; es konnte also nur die Infinité seyn, welche grofsen Eindruk auf ihn machen mufste.

Einer meiner Freunde wurde dem Kardinal C.... vorgestellt, und von diesem nach seinem Vaterland gefragt. Von N. N. in Franconia. — Wie sind sie denn ein Franzose und kein Deutscher? sagte der Kardinal. — Franken liegt in Deutschland, war die Antwort, und gränzt an Baiern, Niedersachsen — ach, unterbrach ihn jener wieder, ich kenne den Kurfürsten von Sachsen.

Merkwürdig für den Geist italienischer Zeitungen, so wie der Nazion überhaupt, ist eine Stelle aus der zu Florenz erscheinenden Gazzetta universale, vom Jahr 1801, Nro. 37.

„Der, unter dem Namen des Gobbo di Livorno bekannte Billiardspieler, welcher bis gestern eben so oft gewann, als er spielte, hat endlich an diesem Tage seinen Meister gefunden, und, zum allgemeinen Erstaunen

derjenigen, die seine Bravur kannten, eine Parthie an einen Fremden verloren. Diese Nachricht möge zum unzweideutigen Lobe des Siegers dienen. Wir verschweigen seinen Namen, und überlassen es den Liebhabern, ihn selbst herauszubringen, und kennen zu lernen."

In einer andern Rüksicht karakteristisch ist eine Stelle derselben Zeitung vom Merz 1803, wo von dem florentinischen Bildhauer Bartolini, welcher in der Kunstausstellung zu Paris den ersten Preis gewonnen hatte, schon geweissagt wird: „Die Bildhauerkunst werde sich durch ihn wiederum zu der Höhe emporschwingen, auf welcher sie zu Phidias und Praxiteles Zeiten gestanden habe."

Es giebt gewisse Perioden, in welchen man mit hochklingenden Beiwörtern nichts

weniger als sparsam ist. Ein solches war die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, in welcher die neuen Vorzüge der bessern Köpfe ein ungewöhnliches Erstaunen bei ihren Zeitgenossen hervorbrachten. Daher die vielen glänzenden Worte magnifici, magni, splendidi, welche damals so gewöhnlich waren. Selbst der Ausdruk divino, welcher doch das Höchste allein nur bezeichnen sollte, was die glüklichste Natur hervorbringt, wurde damals leichtsinnig verschwendet. Wenn Dante, Petrarka, Tasso, Ariosto, Raphael, Buonarota u. a. damit geehrt wurden, so war das der gerechte Zoll der Bewunderung ihrer Verdienste. Aber auch Petrarka nennt die Frau des berühmten Azzo da Correggio eine Donna divina. Bandello heifst den Dichter Nicolò Amanio einen poeta divinissimo, und selbst der elende Aretino hiefs der göttliche.

Von diesem Mifsbrauch ist den Italienern

noch vieles übrig geblieben, so heifst eine minestra (Suppe) häufig famosa, stupenda u. s. w. Dies ist heutzutage kein gutes Zeichen.

Alfieri in seinem Philipp und Schiller im Dom Carlos berühren sich nicht wenig. Beide haben den Karakter des Königs streng historisch aufgefafst; aber Schiller den Tyrannen weit feiner gezeichnet, welchen Alfieri nur mit schwarzen Farben mahlt. Schiller läfst ihm natürliche Empfindung, Gefühle des Vaters, Bewunderung des Schönen und Grossen, und eine Schäzung der Menschheit, wie sie dem Despoten durch sein Augenglas erscheinen kann, weil er nur von gemeinen Menschen oder grofsen Verbrechern umgeben ist *). Alfieri's Philipp aber ist ein wahres

*) Sagte ja auch Friedrich der Grofse, bei welchem alles doch ganz anders war,

Ungeheuer, welches nichts als Verstellung besizt. Das Beste, was er sagt, dünkt mich, und was ihn ganz als Tyrannen schildert, sind die Ausdrüke, welche er ihm in den Mund legt, als er zum erstenmal auf einen Augenblik Mensch ist, um gleich wieder Tyrann zu seyn:

Scorre di sangue — e diqual sangue — un rio —
Ecco! piena vendetta orrida ottenga; —
Ma felice son io? — Gomez, si asconda
L'atroce caso a ogni uomo. — A me la fama,
A te, se il taci, salverai la vita.

Gomez ist Schillers Alba. Aber der lezte ist ein grosser, stolzer, rachgieriger Spanier; der erste nur ein gemeiner Verbrecher, eine elende Maschine zum Verbrechen.

Perez ist der Marquis von Posa. Perez ist ein treuer Freund, ein edler Mann, aber nichts weiter.

zu Sulzer: Vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe, à laquelle nous appartenons.

Isabelle ist in den Hauptzügen Schillers Elisabeth. Liebe, aber tiefes Gefühl ihrer Pflicht; bereit, der leztern alles aufzuopfern; aber doch nur ein Weib. Alfieri läfst ihren Faden ganz ablaufen; Schiller zog den Schleier um die leidenschaftlichen Momente, in welchen das Weib in der Heldin untergeht.

Carlos; wir lernen ihn bei Alfieri nicht so ganz und so schön kennen, als bei Schiller; aber wer diesen gelesen hat, erräth und vollendet den Italiener. Die Delikatesse des Sohns gegen den Vater vermifst man bei diesem ganz.

Alfieri's Stük aber ist weit regelmäfsiger als Schillers. Bei diesem tritt ein ungeheures Schiksal auf; bei Alfieri leiten Menschen die ganze Geschichte. Zu seinen Karaktern mag es in Italien in den ältern Zeiten Originale gegeben haben; Schillers hingegen sind in der Welt der Ideale zu Hause. Alfieri's Philipp ist ein Nachtstük, mit welchem man

die Moral zu Bette jagen kann; vor Schillers Scenen kann der Freund der Menschheit seine Schüler führen.

Auf einem Landgut, in der Nähe von Padua, an der Brenta, sind mancherlei Gartenanlagen in chinesischem, französischem und aller Völker Geschmak. Vieles davon ist sehr sinnvoll angebracht. Am besten gefiel mir der Furienaltar mit der Aufschrift:

Ignorantiæ,
Invidiæ,
Calumniæque,
Ne noceant amplius.

Im Campo santo zu Pisa befinden sich zween antike Särge von griechischem Marmor. Der eine stellt Meerungeheuer mit Nereiden und Genien vor, der andre die Diana, welche ihren Wagen verläßt, und

ihn indefs einer Nymphe giebt, um sich dem schlafenden Endymion zu nähern. — Man darf aber von diesen Sarkophagen, so wie von andern Bildnereien aus griechischem Marmor, welche man in Pisa noch aufbewahrt, nicht schliessen, dafs es eigentliche griechische Kunstwerke sind. Vielmehr ist es bewiesen, (s. Storia del Commercio e della navigazione dei Pisani, di Lorenzo Cantini, Firenze 1797, 2 Bd. B. 1. S. 78 — 99.) dafs die Pisaner in den allerältesten Zeiten schon griechische Marmors kommen liefsen, und sie verarbeiteten. Sie waren in Marmorarbeiten überhaupt sehr berühmt, und arbeiteten viel für die Römer. Im Pantheon zu Rom sollen z. E. mehrere, in Pisa gearbeitete Säulen seyn.

Eine weitere Untersuchung dieser Sache würde ein willkommener Beitrag für die Geschichte der Kunst seyn.

Das ehemalige Künstlerleben in Florenz wäre einer Bearbeitung sehr werth. Ich will hier einen Beitrag dazu aus einem wenig bekannten und genutzten italienischen Werke geben.

In dem Hause des Mahlers Giovanni Francesco Rustici, in der Strafse alla Scala zu Florenz, versammelten sich gewöhnlich zwölf Künstler, alle sehr muntere Brüder, um sich recht lustig mit einander zu machen. Nach den Gesetzen, welche sie für ihre Gesellschaft entworfen hatten, mufste Jeder, nach der Reihe, ein lustiges Gedicht, und eine Blatte für den Tisch mitbringen, welche neu und bisarr war. Einst traf es den Rustici, das Abendessen zu geben. Er richtete die Tafel so ein, dafs sie in einem Kessel, der von einer mächtigen Kufe gemacht war, zu schwimmen schien. Der Henkel derselben trug zugleich eine schöne Lampe, und die Speisen, die aus ihrer Mitte heraufsprangen,

schienen aus dem Grunde des Kessels zu kommen. Dieser Scherz gab der Gesellschaft den Namen der Kesselgesellschaft. (Accademia del Pajola).

Von den übrigen Gliedern derselben kennt man nur noch den Andrea del Sarto. Von ihm erzählt Francesco Redi in der Vorrede zu Andrea's Gedichte, la guerra de' Rabnochj e de' Topi, folgenden Spafs.

Er stellte, als er das Abendessen zu geben hatte, einen achtseitigen Tempel vor, welcher auf Säulen stand. Der Fufsboden desselben bestand aus einer grofsen Platte mit Gallerte, in welcher verschiedene Fleischarten die Mosaiken ausmachten. Die Säulen schienen von Porphyr; waren aber grofse Würste, deren Basen und Kapitäler von Parmesankäse gemacht waren; die Cornischen und die Tribune aus Marcipan und Zukerwerk bestanden. Den Altar stellte ein Kuchen vor. In der Mitte war ein Chorpult aus Rindsbraten,

darauf ein Buch, dessen Blätter Nudeln, Buchstaben und Noten aber Trüffeln waren. Statt der Chorbuben hatte er Krametsvögel mit offenen Schnäbeln, und in Hemden von Schweinsnez angebracht. Hinter diesen standen die Domherrn, als fette Tauben, aufgeblasen und breitschultrig, mit Bärten von Mangold.

* * *

Von dem Bildbauer Donatello erzählt Baldirucci unter anderm folgendes:

Donatello war ein sehr munterer, bescheidener, und uneigennüziger Mann. Sein Geld war in einem Korbe, der mitten in der Werkstätte hieng, und aus welchem jeder seiner Schüler herausnahm, so viel er wollte und bedurfte.

Pietro von Medici hatte ihm ein Gut geschenkt, um ihm sein Alter zu sichern. Er besafs es aber kaum ein Jahr, und gab es

ihm wieder mit den Worten zurük: er wolle lieber Hungers sterben, als sein Gut verwalten. Der gütige Grofsherzog sezte ihm dafür eine beträchtliche Leibrente aus.

Ein Kaufmann hatte eine Statue bei ihm bestellt, und fieng an, als sie fertig war, mit ihm um den Preis zu handeln. — Was versteht ihr euch auf Statuen, sagte er ihm ganz hizig; Pfeffer und Käse ist eure Sache — und damit warf er seine Arbeit vom Postament herab, und zertrümmerte sie.

Als er auf dem Todbette lag, besuchten ihn einige seiner Verwandten, um von ihm in sein Testament gesezt zu werden. Sie sprachen von einem Gut, das er in Prato besafs. Er gab ihnen troken zur Antwort: Einem Einen Besuch zu machen, ist doch ein zu wohlfeiler Preis für ein Gut. Ich halte es für billiger, es meinem Pächter zu schenken, der es sein Lebenlang bearbeitet hat.

Ein späterer, nicht unberühmter, florentinischer Mahler rühmte sich immer in seinem Alter der Ehre, als Jüngling den Donatello zu Grabe getragen zu haben.

* * *

Von Giotto erzählen die italienischen Novellieri manche lustige Geschichte. Ich will mich nur auf zwo Anekdoten einschränken.

Als Giotto in Neapel mahlte, sagte ihm einst der König: Giotto, wenn ich du wäre, so liefs ich bei der grofsen Hize das Mahlen bleiben. — Er antwortete: Wenn ich Ihr wäre, so würde ich es auch so machen.

Dabei fällt mir eine Parallele aus Shandi ein. «Wenn ich Eugenius wäre, sagte Yorik, so würde ich mehr Wasser trinken. Und wenn ich Yorik wäre, sagte Eugenius, thät' ich's auch — welches anzeigt, dafs sie beide den Longinus gelesen.»

Einst gieng Giotto mit einer muntern Gesellschaft in Florenz spazieren. Sie begegneten einer Heerde Schweine, von welchen eines dem Mahler zwischen die Beine lief, und ihn umwarf. Er stand wieder auf, und sagte lachend: Haben die Schweine nicht das Recht, mir so mitzuspielen? Ich habe mir schon so manches tausend Lire mit ihren Borsten verdient, und ihnen noch nie einen Löffel voll Brühe dafür gegeben.

Für die Geschichte der Juden in Italien will ich folgende zween kleine Beiträge aus guten Quellen geben.

Die Juden kamen im Jahr 1430 nach Florenz. Die Veranlasung dazu ist sonderbar. Das Elend war um diese Zeit sehr grofs in der Stadt, der Geldmangel ausserordentlich. Um diesem Uebel abzuhelfen, erlaubte die Regierung den Juden sich in Florenz nieder-

zulassen, jedoch unter der Bedingung, nicht höher, als zu 20 Prozent monatlich, Geld auszuleihen. Die Florentiner-Wucherer hingegen waren nicht eingeschränkt, und man vermuthete, dafs der damalige Gonfaloniere von den Juden bestochen sey.

Gewifs ist, dafs sie in 50 Jahren 50 Millionen Gulden gewonnen hatten. Dieses wurde 1495 bekannt. Das Volk lief zusammen, und verlangte von seiner Regierung ihre Verbannung. Diese willigte ein in einem Edikt, welches mit einer Psalmstelle anfangt: Beatus, qui intelligit super egenum et pauperem, in die mala liberabit eum Dominus. Sie waren indefs so unentbehrlich geworden, dafs man sie nach wenigen Monaten wieder zurükrief.

Bei jener Gelegenheit sprachen viele davon, dafs man ihnen den Gewinn von 50 Millionen wieder abnehmen sollte. Es fehlte natürlich nicht an einem Franciskaner, welcher

in mehrern Predigten die Rechtmäfsigkeit dieses Verfahrens aus den kirchlichen Gesezen und noch triftiger aus den Beispielen der Geschichte bewies. Der Erzbischof liefs ihm diese Vorträge verbieten, aber umsonst. Die Signoria sah sich genöthigt, ihn, ob er gleich aus der Familie der Visconti in Mailand war, zu verhaften und aus dem Lande zu schiken.

Sie mufsten sich indefs durch einen gelben Lappen kenntlich machen. Oft verbot man ihnen den Wucher; oft schränkte man ihn ein, aber vergebens. Sie durften keinen Grofshandel treiben, keine Waffen tragen, keine Aemter haben, keinen liegenden Grund besizen. Die fremden Juden durften sich nicht länger als 15 Tage in der Stadt aufhalten. Die Poligamie ward ihnen für immer untersagt.

Es ist sonderbar, dafs sie sich nicht mehr vermehrt haben. Im Jahr 1622 waren sie

nur 495 Seelen, und im Jahr 1767 nicht weiter als auf 822, oder 145 Familien gestiegen.

Im Anfang waren sie in der ganzen Stadt zerstreut. Erst 1571 wurde ihnen ihr heutiges Quartier angewiesen.

* * *

In verschiedenen alten Mosaiken der Tribunen von S. Marko, S. Maria Maggiore u. a. sind die Städte Jerusalem und Bethlehem vorgestellt, wie um jede Schafe weiden. Die, welche in der Nähe der ersten grasen, sind die Juden; die andern die Christen. Die Humanität dieser Kunstwerke hat mich immer gerührt. Auch die Juden sind Schafe wie die Christen, nur weiden sie lieber in der Nähe von Jerusalem als von Bethlehem.

Aber sehr frühe hatte man dennoch Sorge, die bethlehemitischen Schafe von denen von Jerusalem zu unterscheiden. Sie mufsten

gelbe Müzen tragen — welche Farbe im alten Rom bekanntlich das Unterscheidungszeichen der Freudenmädchen war — und diese verwandelten sich nach und nach in rothe Hüte. Dadurch erhielten sie eine Aehnlichkeit mit dem Unterscheidungszeichen der Kardinäle, das von diesen natürlich nicht gebilligt wurde. Im Jahr 1636 ward ihnen befohlen, die alte Farbe wieder anzunehmen, welche sie heutzutage von den Christen in Rom auszeichnet.

Schon vor August befanden sich viele Juden in Rom. Dieser Kaiser war ihnen besonders günstig, und schenkte denen, welche im Krieg gefangen worden waren, die Freiheit. Sein Tod gieng ihnen sehr nahe, und sie beweinten ihn auch, nach Sueton, eine ganze Woche lang.

Von diesen, schon vor Christi Tod in Rom wohnenden Juden behauptet die heutige Gemeinde derselben abzustammen, und giebt sich damit einen Vorzug in den Augen der

Christen, indem man ihnen keinen Antheil an der Kreuzigung vorwerfen kann. Wirklich wurden sie in Rom auch immer besser behandelt, als in andern Städten der Christenheit. Beim Aufzug der neuen Päbste mufsten sie freilich erscheinen, dem jedesmaligen Pabst ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Zimmet überreichen, und ihn um die Bestätigung ihres Gesezes bitten. Dies geschah in folgender Formel. Einer von ihnen sprach:

Beatissime pater, nos viri Hebræi, nomine Synagogæ nostræ, supplicamus V. S. ut legem mosaicam ab omnipotenti Deo Moysi Pastori nostro in monte Sinai traditam nobis confirmare et approbare dignemini, quemadmodum alii S. Pontifices S. V. prædecessores confirmarunt et approbarunt.

Worauf der Pabst antwortete:

Commendamus legem; vestram autem observationem et intellectum condemnamus; quia, quem venturum dicitis, Ecclesia docet et predicat venisse Dominum nostrum Jesum Christum.

Die Abwesenheit der Päbste in Avignon hatte die Stadt Rom so weit herabgebracht, dafs sie bei Gregors XI Ankunft daselbst ganz verfallen war, und nicht mehr als 18000 Einwohner enthielt. Die ganze Umgegend der Stadt lag wüste, und der daraus entstandenen Schädlichkeit der Luft ist es wohl zuzuschreiben, wenn Innocenz III in seinem Buch de Contemplatione mundi sagt, dafs zu seiner Zeit nur wenige ein Alter von 40 Jahren erreichen, und 60 Jahre eine grofse Seltenheit seyen. — Und dennoch waren beim Einzug Pabsts Gregors XI nicht weniger als tausend Histriones zugegen.

Ehmals pflegte das römische Volk den Palast des Kardinals, welcher Pabst geworden war, auszuplündern. Bei der Wahl Pius II, im Jahr 1458, hatten mehrere Kardinalspaläste dieses Schiksal, weil die Namen verwechselt wurden.

Selbst bei den feierlichen Zügen der neuen Päbste nach dem Lateran fielen diese Unordnungen vor, und der Pöbel bemächtigte sich gewöhnlich des Pferds, auf welchem der Neuerwählte nach dieser Kirche geritten war. Dafs es dabei blutige Auftritte gab, ist natürlich. Diese Feierlichkeit kostete den genannten Pabst eben darum beinahe das Leben. Der Pöbel stritt sich mit den Degen um das Rofs, von welchem er abgestiegen war; er kam in das Gedränge, und wurde beinahe in demselben ermordet. Beim Zuge Sixtus IV fielen ähnliche Scenen vor. Das Volk griff, durch seine bewaffnete Begleitung gereizt, den Zug mit Steinwürfen an, und der alte Erzähler davon drükt sich ganz naiv hierüber aus: E fu voi fatto a sassi molto bene. Auch beim Zug Innocenz VIII ereigneten sich dergleichen Geschichten, so wie bei denen mehrerer anderer Päbste, deren Leben dadurch in Gefahr kam.

Eines der vielen Beispiele lächerlicher Vermischung des Heiligsten mit dem Komischen ist ein Fest, welches die Familie Colonna den Römern jedes Jahr zu geben pflegte. Ihr Palast stöfst an die Kirche degli Apostoli, und mehrere seiner Fenster öfnen sich in dieselbe. Erst wurde den 1. Mai die Messe gelesen, dann warf man aus jenen Fenstern eine Menge Geflügels auf das Volk in der Kirche herab, welches sich natürlich um die Beute stritt. Mitten in der Kirche stand sodann ein langer glatter Pfahl, auf dessen Spize ein Schwein mit vielen Wassergefässen befestigt war. An diesem kletterte das Volk hinauf, um den Preis zu erreichen. Den Hauptscherz dabei machte das Mifslingen der Arbeit und das Begossenwerden durch die Töpfe aus. Pabst Clemens VII war selbst einmal dabei zugegen, und fand das Fest äusserst belustigend.

Auf die sogenannte Marforio-Statue, welche zu einer satyrischen Person geworden ist, und seit Jahrhunderten schon mit seinem Bruder Pasquino den Stellvertreter des römischen Wizes machte, wurde folgendes Sonett gemacht.

Quest' è di Roma un nobil Cittadino,
Il qual (nè alcun si pensi, ch'io l'inganni)
Nacque con questa barba, e in questi panni,
E fu si grande, in sin ch'ere piccino.
Non mangió mai, né bevve, eté vicino
A forse piú di mille e dugento anni;
E non di meno; disagj e l'affanni
Tutti del mondo non stima un quattrino,
Sempre, e si può dir nudo all'acqua, al sole
Al vento, e in terra stassi senzo tetto,
Né un dente par, non eb'altro mai si duole
Di natura queto, grave, ischietto,
Candido di pochissime parole,
Fd a molte facende atto, e perfetto
Auchor che per dispetto
Già lo stroppiassin certi traditori,
Come vedete, ed ha nome Marfuori.

Unsern heutigen Reisebeschreibern, welche die gedrukten Wegweiser und Beschreibungen von Rom erschöpft haben, will ich zwei Curiositäten Preis geben, die ihnen zu mancherlei schönen Betrachtungen über Gegenwart und Vergangenheit Anlafs geben können.

Ein altes Buch: Descriptio urbis Romæ, sagt vom Capitolium: „Palatium „Capitolii, ubi Consules et Senato-„res versabantur ad gabernandum „orbem, in quo erat altissima turris „auro resplendens de die; de nocte „autem erat ibi lucerna ardens, ita „quod esset de die propter splendo-„rem auri, de nocte autem lustrore „ignis, signum navigantibus in no-„stro mari. *Eratque in ea turri unum spe-„culum per magnam artem factum, et cum magno „diligentia custoditum, in quo videbatur, quid-„quid in toto orbe fiebat. Ita quod quum aliis „ordinabatur, in quavis parte contra statum*

„*urbis, illico videbatur, et statim Romam in illis*
„*partibus succurrebant.*"

Ein anderes Buch von 1623 erzählt noch weiter: „Dafs auf dem Kapitol die Statuen „aller Provinzen des römischen Reiches ge„standen, deren jede eine Gloke am Hals „hängen hatte, welche, vermöge ihrer ma„gischen Kraft, sogleich von selbst läutete, „wenn in ihrer Provinz etwas gegen die rö„mische Regierung unternommen wurde."

Der Ehrgeiz und die Mufse der Geistlichen haben sich öfters auf Berechnungen eingelassen, um herauszubringen, in welchem Verhältnifs die Hoffnung jedes Geistlichen, Kardinal oder Pabst zu werden, zu der wirklichen Erreichung dieses Wunsches stehe *).

*) Manche sind über der Idee, Pabst zu werden, Narren geworden, wie z. B. der Jesuite Scipione Sgambati. Ein anderer

Ich will hier einen solchen, in Rom gemachten Kalkul geben.

Bis auf das Jahr 1800 zählt man 253 Päbste, so dafs also auf jeden sieben Jahre und eben so viele Monate Regierungsjahre kommen. Nimmt man an, dafs sie diese Würde im 66ten Jahr erreichen, so ist ihre weitere Lebenshoffnung im Durchschnitt acht Jahre. Da nun ein Mann von 30 Jahren noch in der Regel 28 Jahre leben kann, so mufs ein Kardinal dieses Alters demnach zum wenigsten drei Conklaven sehen.

Nehmen wir im Durchschnitt das Alter eines Prälaten zu 40 Jahren, so darf er noch 22 Jahre hoffen. Ihre Zahl sey also, den Bullen gemäfs 150. Nehmen wir im Durch-

hatte sich vorgenommen, durch Studien jene Würde zu erreichen, und immer die Worte vor sich: Aut illud assequitor, aut extabescito; und er erreichte wirklich eine dieser Alternativen, und starb an der Schwindsucht.

schnitt auf jeden Kardinal 62 Jahre, und für jeden noch 10 Jahre Lebenshoffnung, so mufs sich in 22 Jahren das Kardinalskollegium zweimal erneuern, es müssen in dieser Zeit 170 Kardinäle gemacht werden. Aus 150 Prälaten werden demnach 140 Kardinäle. Nimmt man aber an, dafs sich in Rom 200 Prälaten befinden, von welchen 50 Bisthümer erhalten, oder aus Untüchtigkeit und andern Gründen nicht weiter rüken; zählt man von den übrigen 150 wiederum 30 ab, welche sterben, ehe sie Kardinäle werden können, so kann man gewifs seyn, dafs von ihnen wenigstens die Hälfte den rothen Hut erlangt, so dafs also von 120 fähigen Prälaten 70 wenigstens diese Stufe ersteigen müssen, von welcher sich ihnen sodann die Hoffnung zur Tiare eröfnet.

Man kann sich denken, wie tröstlich dergleichen Berechnungen für manchen seyn müssen.

Lionardo da Vinci hat Aehnlichkeiten mit Lessing. Beide waren Köpfe, welche Tag machten, wo sie hinblikten. Bei Beiden Scharfsinn der hervorstechendste Zug ihres Geistes; bei Beiden das unstäte Herumirren von Wissen zu Wissen, und doch überall das auf die tiefe Sachen und Entdeken. Da Vinci vollendete nichts, und fieng viel an, wie Vasari sagt; aber seine Fragmente, wie Lessings seine, sind schäzbar, gleich dem Torso. Beide arbeiteten mit reifer Ueberlegung und rastlosem Fleisse, und die Familie Galotti und das Nachtmahl waren die Resultate langen und tiefen Studiums und vieler Arbeit. Beiden ist eine zarte Reizbarkeit des Geistes eigen, und eine Kindlichkeit, die bei so grofser Reife des Kopfs eine seltene Gröfse darstellt. Da Vinci gieng oft aus, um Vögel zu kaufen, denen er die Freiheit schenkte; von Lessing weifs man ähnliche Züge.

Es scheint denn doch nicht, dafs der Mensch von der Natur dazu bestimmt sey, im Schweifse seines Angesichts sein Brod zu essen; denn in denjenigen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, bildet er sich weit vortheilhafter und edler aus. Beweises genug sind die Phisiognomien und Körper der Türken, Barbaresken und Italiener, aus welchen der Geist so vernehmlich spricht, die Leidenschaft so brennend hervorlodert. Ueppiger sich entfaltend, stärker duftend, sinnenreizender sind die Gewächse des Südens. Auch der Geist baut sich, von keinem kalten Winde angeweht, nicht vom Drang der Bedürfnisse eingeengt, seine Hütte freier und bequemer, und kündigt sich, in den Spielen der Mufse genährt, kraftvoller an. Stärkere Haare, ein gedrängter, krauser, schwarzer Bart, gröfsere Gesichtsformen durch den Knochenbau gebildet, dunkle, aber feurige Augen sind den Südländern Europa's eigen. Rascher im Wollen

und Handeln, kühner in den Gebilden seiner Phantasie, schärfer im Blike, gleicht sein Leben häufig seiner Poesie, sind seine Thaten kühn und gigantisch, wie der Geist, der jene beseelt. Sie hängen nicht am Alten, und öfnen leicht ihr Gemüth und ihren Verstand einer neuen Religion. Sie lieben die Ruhe des Körpers; aber hassen die des Geistes. Leicht verliert sich dieser bei ihnen in Selbstbetrachtung, weil die Aussenwelt einer kühnen Einbildungskraft nicht immer genügt. Sie sind Menschen, aus welchen alles gemacht werden kann, und die auch im niedrigsten Druk des Geistes und der Bedürfnisse doch nie zu der niedern Stufe herabsinken, auf welcher die Nordländer so oft gestanden sind, und zum Theil noch stehen.

Im Bau der Knochen besteht die Schönheit der Südländer, und darum trift man auch bei ihnen so viele schöne Greise an,

da das Alter nicht so viel Fleisch und Farbe wegfrafs und sich nur wenige Runzeln bildeten. Diese findet man bei so vielen Alten in Italien nur auf der Stirne, wodurch sie zu Mustern für die Kunst werden, welche einmal die hohe Weisheit nur in einem schön gealterten Kopf darstellen zu können glaubt. Die älteste Kunst der Christen dachte freilich anders hierüber. Bei ihr gehörte zum Erfordernifs des Erlösers, seiner Apostel, der Propheten, ewige Jugend, und in dieser mufsten sie auch gemahlt werden. Der Gedanke war offenbar schön; doch poetischer, als für die Kunst passend.

In den italienischen Seehäfen sind mir immer die Physiognomien der Juden aus der Barbarei am meisten aufgefallen. Sie sind einander so gleich, so ausgezeichnet, so edel und ernst, dafs man sie unter allen andern Juden sogleich unterscheidet. Ein länglichtes Gesicht, spiziges Kinn, ohne zu weit

vorzuragen, Habichtsnasen, grofse schwarze Augen, starke Bakenknochen, eingefallene Wangen, schwarzer Bart und Haare, und rund gewölbte Augbraunen unter der hohen Stirne, sind bei blasser Gesichtsfarbe und einem gewissen Ausdruk von Schwermuth, den man leicht mit Kränklichkeit verwechseln könnte, ihnen ausschliessend eigen. Im Ganzen sind sie hoch gewachsen, mit breiten Schultern und plumpen Füfsen begabt, und in der Jugend sehr mager.

Die Geschichte Italiens bewahrt viele Züge von Karaktergröfse auf, welche allen, was uns die Alten erzählen, gleich kommen. Ich will einige anführen.

Die florentinischen Geschichtschreiber versichern, der Vater Cosmus des ersten habe diesen seinen Sohn, als er noch ein Kind war, einen Stok hoch heruntergeworfen, um

zu sehen, ob ihn das Glük erhalten werde, und dadurch zeige, ob er zu etwas Grofsem bestimmt sey. Der Sturz schadete ihm wirklich nichts, und Cosmus Gröfse ist bekannt.

Ein Manuscript über die bekannte Plünderung Roms, welches im Vatikan aufbewahrt wird, erzählt, Karl V habe, als er zum zweitenmal auf jene Begebenheit nach Rom gekommen sey, das Pantheon bestiegen, um durch die Oefnung in der Kuppel in das Innere des Gebäudes herabzuschauen, welches bekanntlich ein ganz eigener Anblik ist. Bei dieser Gelegenheit begleitete ihn ein junger Römer, Namens Crescenzi, mit seinem Vater. Karl wurde damals sehr in Rom gehafst, und dem jungen Menschen kam der Gedanke, sein Vaterland an dem Kaiser dadurch zu rächen, dafs er ihn durch einen Stofs in das Gebäude hinunterstürzte. Er erzählte diese Versuchung nachher seinem Vater, und dieser gab ihm zur Antwort:

Queste cose si fanno, figliuolo, e non si dicono. (So was thut man, mein Sohn; aber man sagt es nicht.)

Im Jahr 1537 unterlagen die Strozzi den Medici's in der Schlacht von Montemurlo gänzlich. Philipp Strozzi wurde gefangen, und in die Fortezza da basso gesezt.

Er hatte selbst zum Bau dieser Festung gerathen, und schon damals war ihm vom Kardinal Jakob Salviati das ahnungsvolle Wort gesagt worden: Voglia Dio, che Filippo nel mettere inanzi il disegno della fortezza non disegni la fossa, nella quale abbia sotterrare egli stesso! (Gebe Gott, dafs Philipp in diesem Plane sich nicht die Grube gräbt, in welche er zu fallen hat!) Das Wort wurde erfüllt. Strozzi ermordete sich im Gefängnifs mit einem Schwerdt, welches einer der Soldaten zufällig daselbst zurükgelassen hatte. Mit

seinem eigenen Blute schrieb er auf die Mauer den Virgil'schen Vers:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Sein Testament, welches noch in Florenz aufbewahrt wird, endet mit den Worten: L'anima alla somma misericordia di Dio raccommando, umilmente pregandolo, se altro di bene darle non vuole, le dia almeno quel luogo, dove è Catone Uticense, ed altri simili virtuosi uomini, che tal fine hanno fatto. (Meine Seele empfehle ich der höchsten Barmherzigkeit Gottes, und bitte ihn demüthigst, dafs er ihr, wenn er ihr sonst keine Glükseligkeit verleihen will, wenigstens den Ort zum Aufenthalt vergönnne, wo Cato von Utika, und andere ähnliche tugendhafte Männer, die wie ich geendigt haben, wohnen.)

Man hat an dem Selbstmord Strozzi's gezweifelt, ohne historische Gründe zu haben,

und vermuthet, dafs ihn Cosmus der erste im Gefängnifs habe umbringen lassen, und dafs das Uebrige blos ein politisches Gaukelspiel gewesen sey.

Aber ich frage: welcher staatsweise Mann wird seinen Feind so sterben lassen, wenn er den Freiheitsgeist seiner noch übriggebliebenen Parthei zu fürchten hat?

Zur Zeit der Kriege mit Philipp Visconti von Mailand, hatte dieser schon grofse Vortheile über die Genueser und Florentiner davongetragen. Die leztern wünschten daher ein Bündnifs mit den Venezianern, und schikten den Messer Lorenzo Ridolfi nach Venedig, um es zu unterhandeln. Es wollte ihm nicht gelingen. Endlich trat er ernst in den Senat, und fieng an: Veneziani, nell'anno scorso! Genovesi da noi abandonati, Filippo crearon Principe. Noi, nelle presenti strettezze da voi non soccorsi, lo faremo Re;

e voi, quando sarete rimasti soli, noi vinti, e che nessuno, ancorchè il voglia, potra recarvi ajuto, lo farete Imperatore. (Venezianer, voriges Jahr machten die Genueser, da wir sie im Stich liefsen, den Philipp zum Fürsten. In der gegenwärtigen Bedrängtheit werden wir ihn, wenn ihr uns nicht helft, zum Kõnig machen; und ihr, wenn ihr allein geblieben seyd, und wir überwunden sind, dafs niemand, wenn er auch wollte, euch zu Hülfe kommen kann, werdet ihn zum Kaiser machen.)

Damit gieng er weg, und verliefs die Stadt. Aber die kräftige Rede wirkte. Das Bündnifs kam zu Stande, und Visconti wurde in der Verfolgung seiner Plane gehindert.

Aehnlich ist folgende Geschichte. Als Karl VIII zu Florenz gegen gewisse Bedingungen den Florentinern ihre völlige Unabhängigkeit versprach, fanden diese sie zu

drükend. Schon war alles niedergeschrieben, und das Instrument wurde vorgelesen. Da trat Pater Capponi, einer der vier Abgeordneten der Stadt heraus, nahm dem Vorleser die Urkunde aus der Hand, und zerrifs sie in des Königs Gegenwart mit den Worten: „Sind das Eure Bedingungen, so mögt Ihr nur in die Trompete stossen lassen; wir werden unsre Sturmgloke läuten."

Mit diesen Worten verliefs er den Saal. Der König rief ihn zurük, und gestand der Stadt zu, was sie verlangte.

Altæ, et ad rerum publicarum gubernationem validæ mentes, ad omnem fortunam idoneæ, nennt schon Barclay die Italiener; und die Geschichten der neuern Zeit haben in einzelnen Zügen bewiesen, dafs sein Urtheil über sie noch heutzutage wahr ist.

Ich habe diese Züge defswegen ausgehoben, weil zu wünschen ist, dafs wir über den

grofsen Beispielen der Alten gegen die der Neuern nicht gleichgültig werden, und um die Hoffnung zu erhalten, dafs auch in unserer Zeit dergleichen möglich sey — denn sobald diese Hoffnung verschwunden ist, so ist auch nichts mehr möglich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rehfues, Philipp Joseph von, 1779-1843

Briefe aus Italien während der Jahre 1801, 1802, 1803, 1804, 1805 mit macherlei Beilagen

Bd.: 2

Zürich (1809)

Ital. 377 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079325-9